

Das Werk



Elbogen im Egerland.

Holzschnitt von H. Kraft.

(Vgl. den Aufsatz „Deutsche Städte im Böhmer Wald“.)

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf



Oktober 1938

Heft 10

Das Werk

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1938

Heft 10

Vom Ringen um eine höhere Ordnung.

Von Eugen Diesel.

Die Weltgeschichte kann als ein Prozeß zur Erzwingung von Ordnungen angesehen werden, die immer weitere Zusammenhänge umspannen. Die Krise unserer Zeit ist hervorgerufen durch die Notwendigkeit einer höheren Ordnung, die bis zu ihrem Siege zahllose Widerstände zu überwinden hat.

Irrlehren und Trugschlüsse haben sich festgenistet und stehen neuen fruchtbaren Auffassungen im Wege. So etwa gilt als Dogma, daß die Völker ewig gegeneinander gerichtet sein werden. Ihre verschiedenen Interessen würden immer wieder Konflikte hervorrufen. Hierbei wird übersehen, daß eine höhere Ordnung, die hervorgeht aus dem Stammbaum der nationalen Ordnungen, sehr viel von den Problemen auffaugen würde, welche jene Konflikte hervorrufen. Es wird auch für den dümmsten Menschen eines Tages begreiflich werden, daß die Völker Europas zusammenhalten müssen, um nicht unterzugehen, daß es für Europa gar keine andere Wahl gibt, als endlich europäisch zu werden.

Die neue Gesinnung muß zunächst aus den Nationen ausreifen. Die Nation muß aus nationalem Bewußtsein Europa wünschen. Dieser Wunsch wird aber wahrscheinlich erst nach einer neuen geschichtlichen Belehrung so lebhaft werden, daß er praktisches Gewicht gewinnt.

Das ist keine Utopie. Die alten Zustände sind nicht zu halten. Das Verhängnis muß und wird sich noch steigern, aber es befindet sich gleichzeitig schon in der Zersetzung. Unter dem Eindruck gewaltiger geschichtlicher Vorgänge wird die neue Ordnung heranzureifen beginnen. Die Weltgeschichte wird dafür sorgen, daß eines Tages das Notwendige auf einige wenige Worte zu bringen ist, die auch das Volk versteht.

Wer dies richtig begreift und zudem weiß, daß der neue Zustand der Nationen nur von den einfachsten Kräften des Charakters und des Geistes her gewonnen werden kann, für den ist es nicht notwendig, nun die einzelnen Konstruktionen und Programme der europäischen Zukunft aneinander aufzuzureihen wie Wäschestücke an der Wäscheleine. Wir müssen dies ewige Historisieren, das sich für Politik hält, endlich seines allzu billig erworbenen Ansehens berauben. Europa kann nicht gemacht, durch kein Projekt erzwungen werden. Dem Gesetz der heraufsteigenden Zeit entspricht es nicht, auf dem Trümmersfeld von Geist, Seele, Wirtschaft und Politik mit neuen Konstruktionen zu beginnen, ehe, als Folge der steigenden Not, die große Bereitschaft als seelische und politische Tatsache wirksam zu werden beginnt. Das Gesamteuropäische wird zunächst in der Seele der Klugen und Willigen, der national ganz reifen Menschen erlebt werden und erst dann auf die Völker überspringen. Die Inhaber der praktischen und geistigen Mächte sind verpflichtet, uns einer solchen reifen Lage entgegenzuführen. Aus der alten politischen Mechanik und mit den Halbpolitikern unweiser und betriebsamer Art werden wir nichts für die Entscheidung gewinnen, der wir doch nicht enttrinnen können. Der Geist, die Macht des Gemütes, die Kraft der Seele werden in dieser Entscheidung mit auf den Plan treten. Die Weisheit wird wieder Zutritt zur praktischen Politik gewinnen. Es braucht ja nur in den Führern die Überzeugung zu entstehen — und sie wird entstehen —, daß es schädlich und töricht ist, den alten Methoden zu folgen und Europa auf den Unzulänglichkeiten, Halbheiten und Gemeinheiten des diplomatisch-politischen Betriebes aufzubauen; es braucht nur die Umkristallisation aller Zustände noch ein wenig deutlicher zu werden, damit wir plötzlich im Strom ganz neuer europäischer Ereignisse zu treiben beginnen.

Wir stehen, nach Nietzsche, vor dem Zeitalter der ungeheuren Selbstbesinnung, der schönsten Frucht der Weltnot. Nach mächtiger Verwirrenheit mag eines Tages plötzlich der klare Weg vor unseren Augen liegen. Große und weise Menschen werden zu Einfluß gelangen. Denn ohne Weisheit und tiefe Erfahrung wird nichts mehr in einem höheren Sinne zu ordnen sein. Weisheit und Erfahrung sind aber nur auf sehr beschränkte Art auf die Masse übertragbar. Trotzdem wird ein Bewußtsein davon, daß es Höheres und Freieres gibt als die Methoden unserer Zeit, selbst die dumpfe Masse ergreifen und durch sie gefördert werden, weil, um mit Kant zu reden, die Rechtsverletzung an einem Orte der Erde immer mehr an allen Plätzen und von allen Menschen wirklich gefühlt werden wird. Doch die Kennzeichen und Einsichten allein genügen nicht für das breite Volk. Immer muß es erst die Weisheit der Geschichte fühlen.

Gerade die höhere europäische Ordnung muß reife und stolze Nationen wünschen. Wenn sie durchgereift und klar nebeneinander in Europa stehen, dann können sie viel eher

bei aller sittlichen Unabhängigkeit frei und große europäergünstige Schritte wagen, ohne Furcht, sich darüber zu verlieren, als wenn sie dumpf, geknechtet und zerrissen leben und das Gemeinsam-Europäische krampfhaft ins Nur-Nationale umdeuten.

Alle großen politischen Aufgaben werden sich in Zukunft allein aus männlicher Selbsttreue und aus einer nationalen Würde lösen lassen, die den Betrug und die Taktik als politisches Mittel ausschließen. Darum sind nationales Selbstbekenntnis, Selbsttreue und Würde die Voraussetzung für die Erweckung der europäischen Selbsttreue. Nicht anders kann die Erhöhung des nationalen wie des europäischen Prozesses gelingen.

Die besten Menschen werden notwendig von nun an gleichzeitig national und europäisch denken und leben müssen. Die Nationen übernehmen die Verantwortung für Europa. Wir befinden uns in einem ultimativen Zustand, worin die bisherige, das Verhängnis ausbeutende Politik endgültig versagt. Das Ultimatum wird nicht, wie wir uns noch einbilden, von Volk zu Volk gestellt, sondern die europäische Lage stellt das gleiche Ultimatum an die europäischen Völker, die nun einmal auf Erden geistig und technisch am weitesten vorgedrückt sind. Mit Ultimaten von Volk zu Volk wird in dem übermäßig angehäuften und verwickelten Zustand Europas nur noch wenig zu erreichen sein. Viel mehr wird man durchsetzen können durch sachliche Verhandlungen von Fall zu Fall, die aber bereits von der neuen geistigen und seelischen Haltung deutlich berührt sein müssen. Immer und immer wieder werden tausend sich als unlösbar darstellende Fragen und politische Situationen entstehen, die ein rasches Handeln zu erfordern scheinen. Man wird zunächst zufrieden sein dürfen, wenn Hast und Übereilung vermieden werden und die Politiker wenigstens gleichzeitig die großen Ziele sehen und ansteuern. Nichts ist verhängnisvoller als Ungeduld. Mit den alten Methoden werden wir unsere Probleme nicht einmal mehr behelfsweise lösen können. Schließlich bricht aber notwendig eine viel einfachere Form der europäischen Politik durch. Das Folternetz der europäischen Grenzen, wie es heute die Fälle bedrohlicher Spannungen hervorruft, wird verschwinden. In einem bestimmten Augenblick der Reife, in einem besonders gefährlichen und kaum mehr zu bewältigenden Konflikt wird der große psychologische Umschwung in Europa eintreten. Die Gewalt des Strebens nach neuer Ordnung ist nicht zu hemmen.

Daß Deutschland seine Pflicht anerkenne und das ungeheure Schicksal lieben lerne, das gerade ihm in der Mitte des Erdteils zufällt, ist unser heißester Wunsch. Alles spricht dafür, daß sich die europäische Ordnung einstellen wird. Denn die Europäer sind ein zähes und bewunderungswürdiges Geschlecht.

Aus: „Vom Verhängnis der Völker“.

Berlin 1933.



Turm an der Stadtmauer zu Eger.

Deutsche Städte im Böhmer Wald.

Von Hermann Waechter.

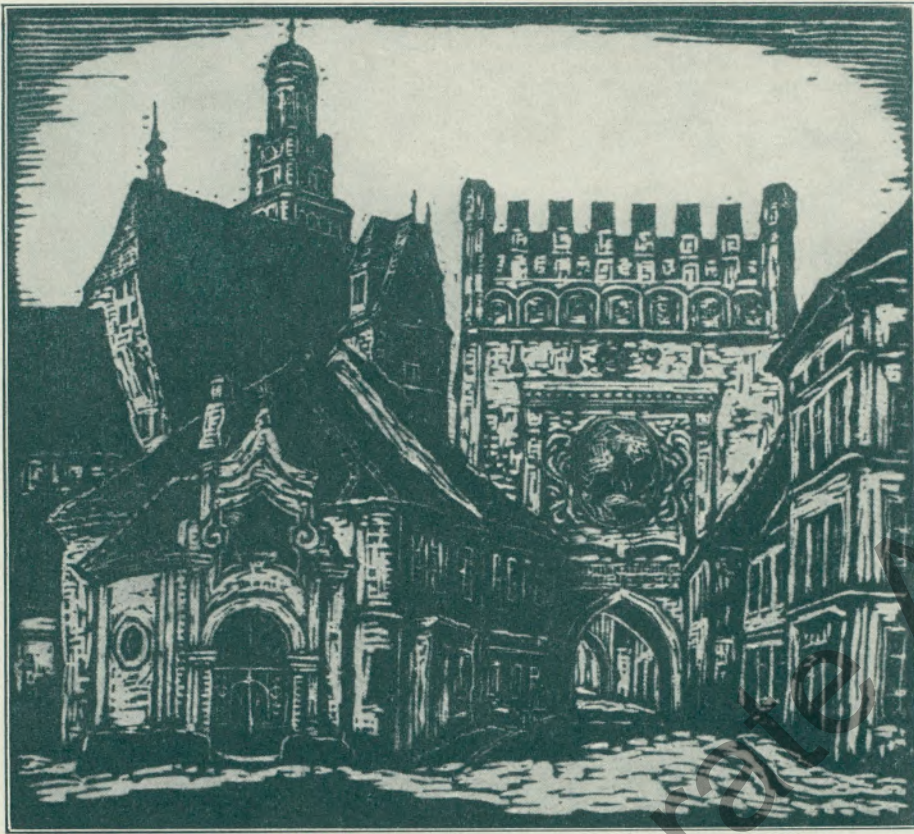
Mit sieben Holzschnitten von A. Kraft.

Wie ein kriegerisches Bollwerk hat die Natur das gesegnete Böhmer Land mit Gebirgen rings umbaut, die heute noch, trotz der Verwitterung äonenlang an ihnen genagt hat, zu mächtigen Höhen aufstiegen.

Vor urversunkenen Zeiten muß der Böhmer Wald ein ragendes Hochgebirge gewesen sein, bis die zackigen Gipfel herunterwitterten zu runderwölbten Rücken, die der hochstämmige Wald zu überwuchern vermochte. Wie ein gewaltiger Sitz wuchs er die Lehnen der Berge hinan, kroch über ihre Rücken hinweg und schmolz mit anderen grünen Massen zusammen, die sich ihm entgegen schoben, bis er das ganze Gebirge überzogen hatte. Ungeschlachte Baumesriesen stießen ihre Kronen

in die wandernden Wolken und wurden im Laufe der Jahrhunderte greis und brachen im Sturm und starben. Doch in den Moder ihrer verendeten Leiber nistete sich neuer Samen ein, und neue Riesen reiften und stürzten im Wind und griffen mit kralligen Wurzeln ins Leere. Urgeschaffenes, ungehemmtes Wachstum entquoll dem Boden und spann ihn ein, so daß ein jeder Siedlungswille daran zerbrach.

Im 13. und 14. Jahrhundert jedoch kamen deutsche Siedler, gerufen von den Landesfürsten, in den Wald, und in schier übermenschlicher Mühsal lichteten sie den Urwald bis an den Fuß des Grenzgebirges. Mit Säge und Beil, mit Feuer und Brand fraßen sie Rodung und Steig in die pflanzenverworrne



Stadttor
in Prachatitz.

Wildnis, unterjochten den Wald und trugen deutsche Sitte und deutsches Wesen in ihn hinein; und mancher Ortsname auf -ried, -reuth, -schlag, -brand und -öd kündigt noch heute von der Mühsal der künischen Freibauern.

So wurde der Böhmer Wald besiedelt, und so wurde er deutsch. Noch ist er es in wesentlichen Teilen auch heute, noch sind es seine alten Städte, die uns aus diesen Zeilen grüßen sollen.

Im südlichsten Teil des Böhmer Waldes, an dem krümmungsreichen Ufer der oberen Moldau, liegt ein entzückendes kleines Städtlein in das felsige Flußtal hineingeschmiegt, seit neunhundert Jahren schon. Und weil die Moldau dort in vielen Windungen ihren Weg nimmt, hat man den Erdenfleck in vergangenen Zeiten die „krumme Aue“ genannt, und dem alten Nestlein ist der Name Krumau dann aus seinem Mutterboden zugewachsen und verblieben.

Eine steinerne Brücke leitet über einen Bach hinweg in eine Gasse hinein, die in einigen Winkelzügen, an alten entzückenden Häusern vorbei, hinunter an die Moldaubrücke führt. Zur Linken heischt eine alte Kirche den unschlüssigen Blick für sich, und zur Rechten wachsen aus den Felsen des Flußufers heraus die massigen Mauern eines mächtigen Schlosses. Alte Häuser mit barocken Giebeln machen mit ihren freundlichen Gesichtern den kleinen Marktplatz traut, dessen eine Seite das Rathaus mit einem spitzbogigen Laubengang umsäumt. Ein steiles Gäßlein bricht sich durch den Gebäudekranz hindurch und führt hinauf zu der gotischen Erzdehaneikirche St. Viet, die, auf steinernem Unterbau aus felsigem Grund herauswachsend, die Moldau machtvoll übersteilt. Und unten zieht der Fluß vorbei und schlingt einen mächtigen Bogen um die Stadt und kommt von der Stätte der geistlichen Obrigkeit zu jener der weltlichen Macht, dem Schwarzenbergischen Schloß, das mit Mauern und Turm den Fluß und die Stadt übertroßt.

So liegt Krumau, eine Perle deutscher Städte, am Fuße der waldigen Berge; selbst der Fluß will nicht von ihm lassen und umschlingt es in liebender Umarmung, und nur zögernd

wendet sich das Auge des schönheitsuchenden Wanderers von ihm ab.

Dem reichen Böhmen, dem es von jeher kaum an etwas gebrach von den Schätzen des Bodens und den Früchten der Krume, etwas mangelt ihm völlig — das Salz. Und das urgeschaffene, durch nichts zu hemmende Bedürfnis nach diesem Daseinstoff des menschlichen Lebens hat vor einem Jahrtausend einen Saumpfad durch den wilden Wald getrieben, von Böhmen nach Passau in Bayern. Dort aber, wo der Pfad sich auf der böhmischen Seite in das Gebirge einzuweisen begann, lag eine kleine Stadt, die mit dem Handel auf diesem Salzweg zu Macht und Reichum erblühte — Prachatitz.

Ein landesherrliches Geseß machte den Ort zur einzigen Salzniederlage von Böhmen und zum Hauptstapelplatz aller ausländischen Waren für Böhmen und Mähren, von wo aus sie ihren Weg in das Innere des Landes fanden. Immer weiter baute sich der Handel auf dem Saumpfad aus, und schließlich mußte deswegen Prachatitz sogar seinen Vorrang verlieren, denn es gelang noch anderen Städten, wie Winterberg, Bergreichenstein und Schüttenhofen, als Salzstapelplätze anerkannt zu werden, so daß sich der Steig zu verzweigen begann und in Wahrheit zu einem „goldenen“ wurde.

Bis 1692 blühte dieser Handel auf dem goldenen Steig. Da wurde die Einfuhr des bayerischen Salzes von Kaiser Leopold I. verboten, weil das österreichische von Smunden mittlerweile seinen Weg nach Böhmen gefunden hatte. Und nun verfiel der uralte Pfad, bedeckte sich mit Rasen, wurde von den ungeheuren Wäldermassen, durch die er sich schlug, überwuchert, und heute ist kaum noch eine Spur von ihm zu finden. Nur die Namen der Orte kennt man noch, durch die er einst geführt. Prachatitz aber ist damit der Lebensnerv durchschnitten worden, und heute macht es den Eindruck wie in der Blüte vom Frost überrascht und erstarrt.

Ein schier düsteres Gepräge tragen die Gassen, so uralte Häuser stehen darin, und eine gotische Kirche ragt mächtig



Krumau
im Böhmer Wald.

über die Dächer empor, so finster und trübsig, daß man eher die Mauern einer Burg vor sich zu sehen vermeint denn jene eines Gotteshauses. Ein riesiges Steildach erhebt sich fast bis zur Höhe des Turmes, und kleine gotische Fenster starren wie Schießscharten aus der großen, grauen Siebelmauer hernieder.

Dicht neben der Kirche düstern die grauen, zinnenbewehrten Mauern der uralten, berühmten Literatenschule, aus der eine Reihe bedeutender Gelehrten hervorgegangen ist, und die schon Johann Hus und Jiska von Trocnov unter ihren Schülern gesehen haben soll.

Alte Patrizierhäuser umstehen den rechteckigen Markt, die an den Schaufseiten mit Wandgemälden bedeckt sind und dadurch dem Platz ein eigenartiges Gepräge geben. Hier steht auch die ehemalige Salzhalle.

Das „Piseler Tor“ führt aus dem alten, waldversunkenen Städtlein hinaus, das ehemals ein so bedeutender Platz gewesen, und an dem seit dieser Zeit die Jahrhunderte vorübergegangen sind, ohne eine recht merkliche Spur in seinem Gesicht zu hinterlassen.

Und die Berge schauen herein mit ernsten, umwaldeten Häufern, wie sie schon damals herniedergesehen, mächtig und schön.

Und weiter schwingt das Gebirge hinaus nach Norden, um sich endlich an der tiefen Senkung von Furth zu brechen, die den gewaltigen Riegel mitten durchsägt und die Pforte bildet, aus der die germanischen Stämme nach Westen stießen; und dies ist auch der Punkt, an dem sich die Sprachengrenze von jeher schon bis an die Grenze von Bayern herangeschoben hat.

Einen Berg nur entsendet der Böhmer Wald weit nach Norden, die Höhen von Erz- und Sichelgebirge zu grüßen, die das Land nach Norden und Westen umdämmen — den Tillen. Ein fruchtbares Land liegt zu seinen Füßen, von Gebirgen rings umsäumt, mit traulichen Dörfern übersät, durchflossen von einem klaren und munteren Fluß und beherrscht von einer altherwürdigen Stadt. Vor grauen Zeiten soll es einmal das Becken eines Sees gewesen sein, und das Wasser soll dem Tillen und den anderen Bergen bis hoch hinauf an die Flanken geleckt haben. Doch die kalten Wellen des Sees sind wogenden Wäldern und goldenen Feldern voll Korn und Weizen gewichen, und dort, wo das Wasser am tiefsten gewesen, wo das kristallene Nixenschloß im Grunde gedämmert, steht heute die Stadt Eger.

Einen Marktplatz birgt sie in ihren Mauern, bei dessen Anblick Jahrhunderte versinken und versunkene Zeiten aus dem Schoß der Vergangenheit emporsteigen und wiederum

lebendig werden mit ihrer Lust und Qual. Hochgieblige Patrizierhäuser umstehen den mächtigen Platz, die stolzen Zeugen einer glänzenden Vergangenheit; ein verwitterter Roland rastet auf steinernem Brunnen inmitten ihres ehrwürdigen Rundes, ein Zeichen des Blutbannes und der Halsgerichtsbarkeit. Die schlanken Türme der Erzdankirche zu St. Niklas überragen die Städte, die die Zeugin von prunkvollen Reichstagen, fröhlichen Festen und drangvoller Not des Mittelalters, von Glanz und Niedergang eines Wallenstein gewesen. Im heutigen Stadthaus, damals dem Patriziergeschlechte der Pachelbel gehörig, hat ihn die Partisane des Hauptmannes Deveroug durchbohrt, der in seiner Vermessenheit geglaubt hatte, er wäre dazu geboren, dem böhmischen König die Krone vom Haupt zu reißen und sich selbst damit zu zieren.

Ein Häusergeviert, das „Stöckl“, hat sich mit seiner köstlich verschachtelten Architektur mitten in den Markt gepflanzt — durchschlachtet von einem schier unwahrscheinlich engen Gäßlein —, daß die Augen eines Malers an seinem Winkelwerk in Entzücken geraten müssen; und der ganze Platz sieht so mittelalterlich-behäbig drein, daß man jeden Augenblick vermeint, es müßte ein Ratsherr oder der regierende Herr Bürgermeister selber in samtener Schauben aus einem der alten spitzen oder rundbogigen Tore treten und seine würdigen Schritte zum Rathaus lenken. Man müßte man auf eine Gruppe von Gilde- meistern stoßen, vertieft in ein Gespräch zu ihres Handwerks Nutz und Frommen, oder einer Patrizier- frau begegnen, die unter goldener Haube zur Kirche wandelt.

Ein ganzer Kranz von alten Gäßlein mündet in den Marktplatz ein, und



Franciskanerkirche in Eger.



Das „Stöckl“ in Eger.

in welches von ihnen auch immer man sich verlieren mag, es führt an einer Fülle von Schönheit vorbei. An alten Toren, köstlichen Höfen, windigen Dächern, traulichen Plätzen herrscht ein beglückender Reichtum. Da steht eine alte Kirche mitten im Häusergewinkel — dem heiligen Franziskus ist sie geweiht —, die reißt mit ihrem hohen Dach und Turm den Blick nach oben und ist in ihrer steilen Gotik ein steingewordenes, leidenschaftlich heischendes Gebet. Und gegenüber, auf dem gleichen Platz, schmeicheln sich die weichen Linien einer entzückenden Barockfassade in das Auge ein, die ehemalige St.-Klara-Kirche, die der opfermutige Sinn der Egerer Bürger der Verlosterung, der sie schon anheimgefallen war, entrissen und zu einer Gedächtnisstätte für die Söhne des Egerlandes umgewandelt hat, die im Weltkrieg ihr Leben für die Heimat lassen mußten.

All diese edlen Reste einer stolzen Vergangenheit aber sind ausgefüllt mit kernhaft-deutscher Gegenwart. Haben doch selbst die Tschechen in dem berühmtesten Mémoire III, das sie der Friedenskonferenz von St. Germain vorlegten, den Satz geprägt: „La région d'Eger est la plus allemande en Bohême (Das Egerland ist das deutscheste Gebiet in Böhmen)“.

Es ist eine tiefe Tragik gerade für die Bewohner des Egerlandes, daß sie die Geschichte der böhmischen Krone seit mehr als einem halben Jahrtausend auf Gedeih und Verderb zu teilen hatten; denn dieses Gebiet gehört weder rechtlich noch kulturell zu Böhmen, sondern es war dem Böhmenkönig Johann im Jahre 1322 zugefallen als — Pfand für eine von Ludwig dem Bayern nicht gezahlte Kriegsschuld von sage und schreibe zwanzigtausend Silbermark!

So nahm Johann von Böhmen Eger

und das Egerland in Besitz und gab ihm dafür eine eigene Verfassungsurkunde, wie dies der Sonderstellung dieses Gebietes innerhalb des böhmischen Erblandes entsprach. Es wurden darin alle früheren Privilegien bestätigt und das Egerland ausdrücklich als unabhängiges, nur dem König unterstehendes Gebiet anerkannt, dem seine selbständige Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit zugesprochen wurden.

Wenn Ludwig der Bayer den Egerländern auch versprochen hatte, danach zu trachten,

„wie wir euch zu rechten staten wider bringen und euch erlösen umb die pfennig, darumb wir euch ihm versetzt haben“,

so hat doch weder er noch einer seiner Nachfolger auf dem deutschen Königsthron den Versuch gemacht, das Pfandgut wieder auszulösen.

Die Geschichte des Egerlandes nach seiner Verpfändung an Böhmen ist die vielhundertjährige Geschichte eines zermürbenden Kleinkrieges, der von seiten der Landesregierung mit dem offenen Bestreben geführt wurde, das Land in ein immer tieferes Abhängigkeitsverhältnis zu der böhmischen Krone zu bringen. Mannhaft und unerschrocken jedoch wiesen die Egerer Bürger die Eingriffe in ihre verbrieften Rechte zurück und scheuten sich nicht, eine offene und herzhafte Sprache zu führen. Immer und immer wieder vertraten sie in ungezählten Berichten, Repliken und Memorialen den Standpunkt, daß Eger nach wie vor eine freie Reichsstadt und an die Krone Böhmens nur verpfändet sei. Als sie im Jahre 1492 zum Beispiel eine Aufforderung erhielten, zum böhmischen Landtag zwei Vertreter nach Prag zu



Pöserium in Eger.



Eger.

entsenden, antworteten sie dem König mit den stolzen Worten:

„Wir seyen vormals bey solchen Dingen nicht gewesen, noch dazu gefordert worden und han wir domit nichts zu schicken gehabt, noch mit anderen sachen der kron gewohnheit nichts zu tun“.

Der Erfolg dieser Replik war der, daß man sie in Zukunft in Ruhe ließ und sie nimmer zum böhmischen Landtag entbot.

Zum letztenmal fand die Sonderstellung des Egerlandes ihren Ausdruck, als die Wiener Regierung von den Egerern in aller Form die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion verlangte, die mit dem Schreiben vom 23. Juli 1721 ausgesprochen wurde. Dieses Schriftstück enthält wiederum eine Klausel, in welcher die alten, verbrieften und niemals widerrufenen Rechte neuerlich betont werden.

Mit der tatsächlichen Selbstständigkeit des Egerer Gebietes war es jedoch nunmehr endgültig vorbei, denn die österreichische Regierung in Wien, welche dem Gedanken des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation immer mehr entfremdete, löste nach und nach die alten Rechte der Egerer ab

und brachte sie in eine immer engere Abhängigkeit vom österreichischen Staat. Bei den Friedensschlüssen von St. Germain

und Versailles legte man eine Denkschrift der Egerländer, welche ihre historischen und völkischen Rechte vor Augen führen sollte, einfach stillschweigend zu den Akten.

Man sieht: traurige und fröhliche Zeiten sind in buntem Wechsel über die Stadt hinweggepulst, und der trüben Lage werden wohl mehr gewesen sein als der sonnigen. Von Krieg und

Hungernot, Plünderung und Brandschatzung, aber auch von glänzenden Festen, Fürstenzusammenkünften und Hochzeiten erzählen die alten Pergamente, und gar manches Kapitel ihrer Geschichte ist mit Blut und Tränen geschrieben.

All diese Zeiten sind vorübergerauscht, und geblieben ist eine alte Stadt mit ihren großen und kleinen Erinnerungen, mit ihren Mauern und Türmen und Gassen und Winkeln, in denen ein Teil ihrer Geschichte geschrieben steht für den, der in ihrem Anblick zu lesen weiß.

Dort, wo die Eger sich zwischen Erzgebirge und Kaiserwald einen Ausweg bahnt aus dem Gebiet, das die alte Staufstadt des gleichen Namens von alters her beherrscht, steilt inmitten eines Kranzes von waldigen Bergen ein Hügel in die Höhe und zwingt den Fluß, fast einen vollen Bogen um ihn zu schlingen. Buschiges Laub brandet in breiten Wogen an der Bergkuppe in die Höhe, und aus den Wellenkämmen wachsen die wuchtigen Mauern einer wehrhaften Burg. Verwittert und grau horstet sie oben, von einem floßigen Lurm überfroßt, eine stachelige Blüte, die der Wille zum Deutschtum vorzeiten aus dem Gestein getrieben, da die wendische Welle halb Deutschland überflutete.

Eine schwankende Kettenbrücke leitet zu dem Hügel hinüber und trägt die Straße in das Buschwerk hinein, dahinter sich eine winklige Gasse findet, die im Bogen in die Höhe führt und auf den Marktplatz eines Städtleins mündet, das Burg und Buschwerk erst verdeckten: Elbogen.

Inmitten des Plazes erhebt sich die edle Kunst einer Dreifaltigkeitssäule, aus einem Kranze von Heiligenbildern aufsteigend und von einem steinernen Geländer umfriedet. Metersgraue Häuser schauen hernieder, mit hohen, behäbigen Dächern behelmt, ein massiges Rathaus schiebt seinen Turm vor die Front, Kirchen lugen herein, Gassen durchbrechen den Kranz der Gebäude, zu verborgenen Köstlichkeiten führend, und die Burg überwuchert das Ganze.

Eine breite Dorfahrt führt durch den Block der Gebäude, die den Markt umstehen, auf eine Terrasse, die hoch über dem Fluß, einem Schwalbennest gleich, an dem Berghange klebt. Und welder köstlicher Blick tut dem schönheitsSuchenden Auge sich an! In tiefen Reihen ziehen die Hügel heran, die Rücken mit Wiesen umkleidet, die Flanken mit Wäldern bewehrt, gar stattliche Junker. Der Trostigsten einen haben sie vor ihre Massen geschoben, als ihr Führer zuerst die Stadt zu berennen. Er kommt an den Fluß — er staunt, er steht und kann nicht hinüber. Die anderen drängen ihm nach, sie lugen ihm über die Schulter, sie sehen die Schranke und stehen erstarrt. Und das Städtlein hat etliche seiner Häuser die Lehne herniedergesendet, den drohenden Gefellen um sein Begehrt zu befragen, doch der steht verstummt und staunt ob dem Nest,

das dem trostigen Berg wie eine stachelige Haut auf den Leib gewachsen.

Die meisten der Stacheln sind heute zerbrochen, die Türme geschleift, die Mauern zerborsten, die ehemals die Stadt geschützt, da sie noch eine Mark gewesen wider den slawischen Schwarm. Damals, vor fast tausend Jahren, als die Deutschen die Burg auf den Berg türmten, da war es ein Felsenest, das dem Ansturm der Feinde wohl zu trotzen vermochte und die friedlichen Siedler zu schützen, die sich um seine Mauern scharten.

Glück und Unglück, Fürstengunst und Haß, Wohlstand und Armut haben in ständigem Auf und Nieder eine Bevölkerung gefunden, die beides zu ertragen wußte. Unter dem Weben und Wirken all dieser Mächte sind Mauern und Türme und Häuser und Kirchen, Altäre und Brunnen, Handel und Wandel — und Menschen gewachsen, ein lebendiger Leib, ein organischer Körper, wie tausende noch — und anders als diese, weil andere Anpassungen und Kämpfe im Zusammenklang mit einer anderen Natur ein anderes Ergebnis liefern mußten.

So spricht dieses Städtlein zu dem, der sich zum Verweilen und Versenken in seine Geschichte bewegen läßt, kraft seiner Schönheit in eindringlicher Sprache. Es lehrt ihn, diese alten Menschen-siedlungen als lebendig gewachsene Wesen zu werten, deren Erbauer kein schöngeistig abgewogener Plan geleitet hat, die wie die Blumen des Feldes aus ihrem Mutterboden herausgeblüht sind, schön und natürlich wie diese; daß sie ein Ergebnis ihrer Geschichte und Lebensbedingungen sind, geädelt durch das natürliche Kunstempfinden ihrer Erbauer.

Ein eigentrostiges Nest, liegt Elbogen auf seinem Berg, und so schön, wie nur deutsche Burgen und Städte sein können. So schön, daß der große SchönheitsSucher und Kenner

Goethe sich in einem Briefe, den er unmittelbar nach dem ersten Besuch des Städtleins schrieb, darüber äußerte: „Heute waren wir in Ellenbogen, dessen ich mich gar nicht mehr aus vorigen Zeiten erinnerte und das über alle Beschreibung schön liegt und sich als ein landschaftliches Kunstwerk von allen Seiten betrachten läßt.“

Das ist der Reiz der alten Städte, daß sie uns eine Brücke schlagen zu längst verschwundenen Zeiten, zu den Ahnen unserer Geschlechter, mit denen wir im Geiste diese Räume bevölkern, in denen sie einst in Fleisch und Bein gewandelt. Das ist der Reiz der alten Städte, daß wir noch heute in ihren Mauern vor all den Bauten stehen können, in deren Stein ihre Künstler vor Jahrhunderten ihre unsterblichen Seelen gebannt.



Egerländer Fachwerkbau.



Arbeiterdorf auf einer deutschen Pflanzung in Kamerun. Lichtbild: Lieberenz-Mauritius.

Unvergeßliches Kamerun.

Erinnerungen von A. Ritter.

Mehr als zwanzig Jahre sind es nun schon her, daß wir unser ehemaliges, so vielversprechendes und raschen Aufblühen begriffenes Kamerun verlassen mußten, weil wir angeblich unfähig waren, zu kolonisieren, und weil wir zu wenig für die Erschließung des Landes, für die Hebung des Kulturstandes der Eingeborenen getan haben sollen.

Über zehn Jahre ist es mir vergönnt gewesen — und ich bin stolz darauf —, in unserem deutschen Schutzgebiet als Kaufmann zu wirken. In dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die Entwicklung und das Aufblühen aller Unternehmen, besonders der deutschen, und die Inangriffnahme und den Fortschritt der äußerst schwierigen Arbeiten beim Bau der durch Urwald, Sumpf und Grasland führenden beiden Eisenbahnen Kameruns zu beobachten. Welche durchgreifenden Veränderungen riefen diese Bahnen im Verkehrs- und Wirtschaftsleben des Landes hervor! Wo früher undurchdring-

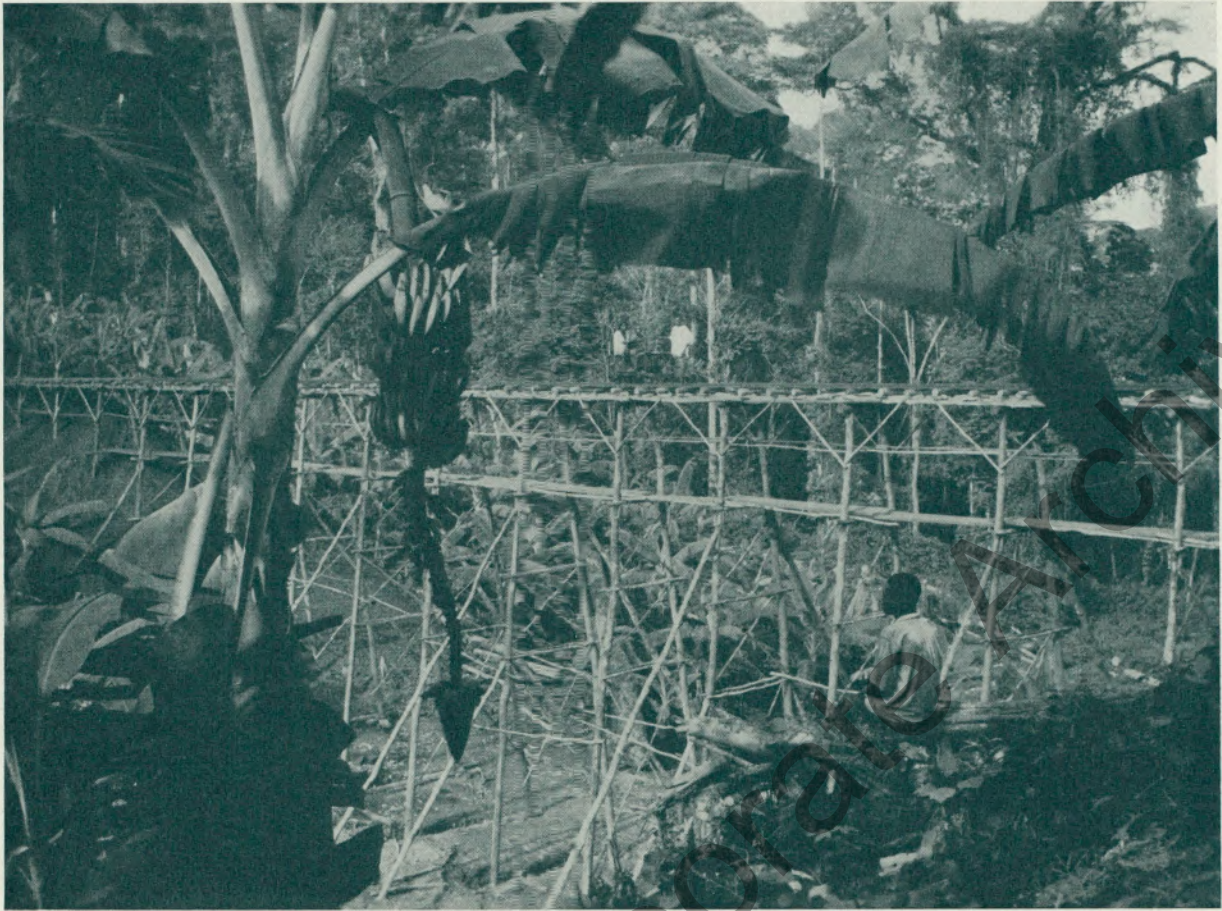
licher Urwald stand, hat



Lichtbild: Reichsbo von Alkand

Ölpalmernte in Kamerun.

die Eisenbahn Gelände von gewaltigen Ausdehnungen für Tabaksfarmen, Ölpalmenplantagen, Fabriken zur Aufarbeitung von Ölfrüchten und zur Gewinnung von Edelhölzern erschlossen, für die die Absatzmöglichkeiten in Deutschland damals außerordentlich günstig waren. Der Handel erfuhr eine ungeahnte Ausdehnung. Gebiete, die bei meinem ersten Eintreffen in der Kolonie weder befriedet noch erschlossen waren, lieferten wenige Jahre später Naturprodukte in ständig zunehmenden Mengen. Die Exportzahlen von Palmöl, Palmkernen, Kakao, Kautschuk und Ebenholz stiegen fortgesetzt. Großhandelshäuser wurden errichtet, deren Zweigniederlassungen bis in die entlegensten Plätze des Urwaldes vorstießen. Deutsche Kultur und Zivilisation durchdrangen immer mehr das gesamte Leben des Landes, und ehemalige Wildnis wurde in Bezirke verwandelt, an deren kulturellem und wirtschaftlichem Aufstieg die far-



Kleinbahnbrücke auf einer Bananenpflanzung
in Kamerun.

Lichtbild: Reichskolonialbund.

bige Bevölkerung mit den Weißen gemeinsam arbeiten. Ich habe auch englische, französische und spanische Kolonien besucht und glaube, wohl in der Lage zu sein, ein Urteil über

Wenn man uns Deutschen die Kolonien belassen hätte, würden diese heute zweifellos dazu beitragen, den größten Teil des deutschen Gesamtbedarfes an Kolonialprodukten, wie Baumwolle, Tabak, Kaffee, Kautschuk, Kakao, Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Elfenbein, Ebenholz und vielen anderen Nutz- und Edelhölzern, aus eigener Kraft zu decken, so daß wir in der Sicherung unserer notwendigen Versorgung mit diesen Gütern nicht mehr in dem Maße vom Ausland abhängig wären, wie wir es heute noch sind.

Wenn der Ertrag der deutschen Kolonien vor dem Kriege noch nicht den gleich hohen Stand erreicht hatte wie zum Beispiel der der Engländer, so lag das daran, daß deren Kolonien viel älter waren als die unserigen. Was wir in unseren Kolonien, namentlich in den letzten Jahren unserer Tätigkeit, geleistet haben, ist außerordentlich. Und alle Arbeit war von guter, solider Art, sie war für die Zukunft berechnet. Unsere weiten, musterhaft geführten Kakao- und Gummipflanzungen am großen und kleinen Kamerunberg, zu deren Durchquerung man allein mindestens vier bis fünf Tage benötigte, waren das alles keine Zeichen wirtschaftlicher Erschließung? Wie schwer und kostspielig war ihre Anlage für die Deutschen allein durch die Rodung des jungfräulichen Urwaldes, in welchem es Stämme von den allerstärksten Dimensionen gab, darunter viele so hart wie Eisen waren!

Wie freundlich nahm sich Du ala aus, Kameruns größter Hafenplatz, der jetzt von den Franzosen, die bei der Aufteilung Kameruns fast vier Fünftel erhielten, als Haupthafenplatz ihrer gesamten Besitzungen an der Westküste Afrikas dient: Du ala mit seinen schmucken Gouvernements- und Regierungsgebäuden, dem auf der Hofplatte malerisch gelegenen Hospital, dem an die Besitzergreifung Kameruns erinnernden



Kakaobaum.

Lichtbild: Reichskolonialbund.

unsere koloniale Tätigkeit abgeben zu dürfen. Was Deutsche Forscher, Pflanzler, Kaufleute, Missionare, Schutztruppe und Regierung in unseren Kolonien leisteten, steht jeder von anderen Staaten geleisteten Kolonialarbeit mindestens ebenbürtig zur Seite.



Deutsche Siedlung in Viktorja, Kamerun.

Lichtbild: Reichskolonialbund.

Nachtigal-Denkmal, alles inmitten gepflegter, mit Rasenflächen geschmückter Gartenanlagen gelegen, in denen man hier und da eine schlanke Palme oder einen einzelnen riesenhaften Baumwollbaum als Wahrzeichen der einstmaligen Tropenlandschaft stehen ließ; Duala mit seinen blendendweißen Tropenhäusern der Kaufleute, Missionare, Eisenbahngesellschaften usw., mit seinen geradlinigen, von dunklen Schattenbäumen bestandenen Straßen und seinen peinlich sauber gepflegten Kieswegen im Europäerviertel.

Von der Küste kamen während der Regenzeit Leichter und Barkassen den Fluß herauf, und in der Trockenzeit, wenn der Wasserstand niedriger war, erreichten Kanus mit sehr geringem Tiefgang das Innere des Landes. Die Fahrzeuge brachten in der Hauptsache Handelsgüter und nahmen auf dem Rückweg Landesprodukte mit, die in den Stores unten am Fluß zum Abtransport gestapelt wurden. Vor der Abfahrt der Fahrzeuge zum Hafen erschienen lange Reihen dicht hintereinander marschierender Männer und Frauen, Karawanen mit Lasten. Schon von weitem meldeten sie sich durch ihren rhythmischen, monotonen Gesang an. Die Leute kamen aus dem Busch und trugen Produkte der Ölpalme: Öl und Kerne. Unter dunklen, dickblättrigen Mangobäumen und im Schatten der Gebäude harrierten sie der Abfertigung und Neubeladung für den Rücktransport, der sich aus Salz-, Tabak- und Stofflasten sowie vielen anderen Handelsartikeln zusammensetzte, die zum Absatz gegen Bargeld, Tausch oder Ankauf von Produkten vom farbigen Clerk im Hinterland dringend benötigt wurden. Der Kaufmann draußen mußte über eine genaue Kenntnis der Waren und der jeweiligen, rasch wechselnden Nachfrage verfügen. Heute war es eine bestimmte Art von Schmuckgegenständen, morgen ein besonders

dicker oder dünner Stoff, dann wieder Messingringe, Hautmesser, Afrikaspaten und Töpfe, die besonders begehrt wurden und einen entsprechenden Wert besaßen. Wenn heute zum



Kautschuëgewinnung in Kamerun.

Lichtbild: Reichskolonialbund.

Beispiel eine bestimmte Glasperle „gefragt“ war und man an diese n Lage vielleicht Hunderte von Kisten absetzen konnte, so war es möglich, daß dieselbe Perle am anderen Tage nicht mehr verlangt wurde.

Eine wichtig: Frage für den Kaufmann war die Befestigung

der Niederlassung mit brauchbarem Personal. Die Zweigniederlassungen, die sogenannten Buschfaktoreien, wurden in der Hauptsache mit farbigen Clerks besetzt. Diese mußten vor allem ehrlich sein, lesen und schreiben können und mit den Eingeborenen in gutem Einvernehmen leben. Am wenigsten eigneten sich die Dualas für diesen Posten. Deshalb wurden ihnen Clerks aus Logo, Accra, Lagos und Gaboon vorgezogen. Doch diese bedurften ebenfalls der regelmäßigen Kontrolle. Alle drei oder sechs Monate mußte Inventur gemacht werden. Dann begab sich der Europäer auf die Reise, von der er, wollte er alle seine Faktoreien besuchen, mitunter erst nach Monaten zurückkehrte. Auch die Behandlung der Produkte erforderte besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Da war zunächst der Gummi von beigemengten Steinen und

Holzfeilschnen zu reinigen, zu waschen und nach den einzelnen Qualitäten zu sortieren; denn seine Bewertung hängt nicht allein von der Art, sondern besonders auch von dem Grade der Reinigung ab. Palmöl mußte gekocht und in gut verküpferte Fässer gebracht werden; Palmkerne mußten frei von Schalen und trocken in die Säcke kommen; der Kakao wurde ebenfalls in Säcken verschifft. Minderwertig war der von den Eingeborenen gewonnene Kakao, da sie ihn am offenen Feuer trockneten, wodurch er einen die Qualität erheblich beeinträchtigenden Rauchgeschmack annahm. Ebenholz, durchschnittlich in Blöcken von 35 bis 40 Kilogramm, wurde nach der Qualität klassifiziert, Elfenbein nummeriert und gemarkt. Große Zähne wurden ohne Verpackung, kleine in Kisten zum Versand gebracht. Die übrigen Produkte, wie Kola, Erdnüsse, Kopale, wurden nur an einigen Plätzen ausgeführt, und zwar in nicht beträchtlichen Mengen.

In unseren Kolonien hatte der Neger vor dem Weißen Respekt. Dort kamen Fälle, daß ein Schwarzer einen Weißen beleidigte, höchst selten vor, im Gegensatz zum benachbarten Nigeria, wo es an der Tagesordnung war, daß Weiße und

Farbige wegen Beleidigungen Prozeß führten. Das soll aber nicht heißen, daß es in unserer Kolonie keine Justiz gab. Im Gegenteil, alle Übergriffe der Weißen wurden gerichtlich geahndet, und keinem Neger war es verwehrt, gegen den Weißen Klage anzustrengen. Ich habe Lagos und Konakry in Französisch-Guinea und Freetown an der englischen Sierra-Leone-Küste kennengelernt. In keinem dieser Länder herrschte eine solche sorgfältige Aufbauarbeit wie bei uns. So war es aber nicht nur an der Küste unserer Kolonien, sondern auch weit im Hinterland, wo sich immer deutsche Hände regten. Militärstationen, Regierungsstationen und andere, Versuchszwecken dienende Anlagen waren nach deutschen Grundsätzen und Regeln deutscher Gründlichkeit errichtet worden. Das wurde mir besonders deutlich bewußt, als wir während des Krieges Spa-

nisch-Muni betraten, wo mit einem Mal die schönen breiten Wege aufhörten, die uns durch ganz Kamerun geführt und dort das Reisen so erleichtert hatten.

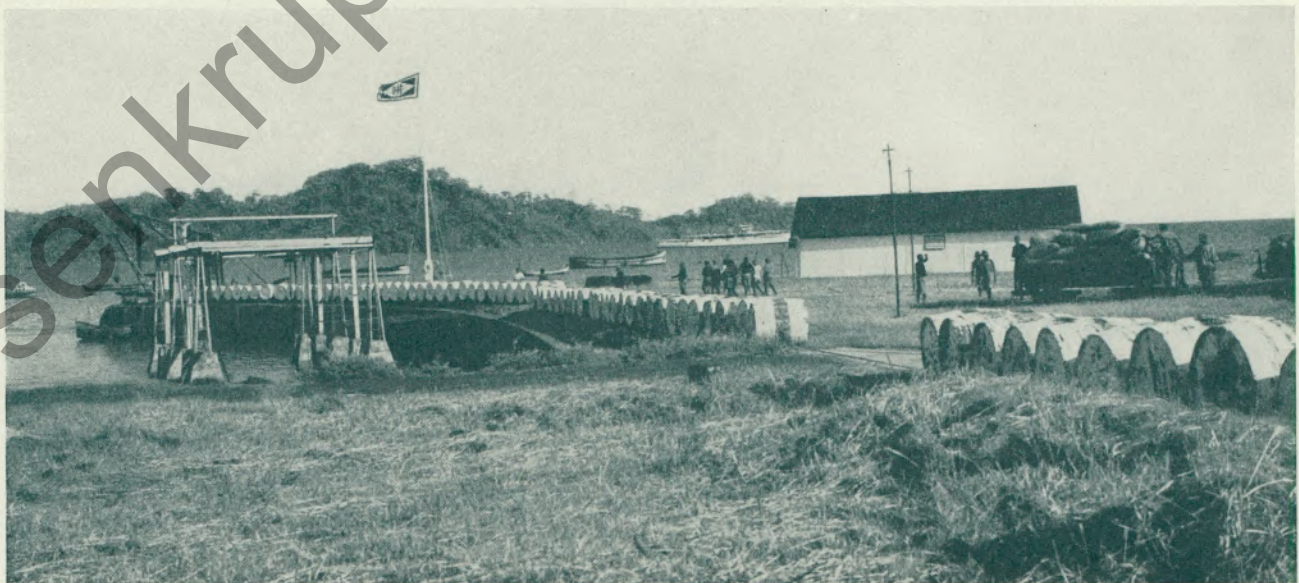
Welches bittere Unrecht hat man der deutschen Schulorganisation in den Kolonien, der sich auch deutsche Missionare widmeten, getan, mit der Behauptung, Deutschland habe in seinen Kolonien nichts für die Eröffnung von Schulen usw. getan. Kann man sich eine ärgere Verdrehung erwiesener Tatsachen vorstellen? Außer den gut eingerichteten deutschen Schulen an den größeren Plätzen der Kolonien gab es beinahe in jedem größeren Dorf eine Eingeborenenschule, wenn auch zuweilen unter der Leitung eines farbigen Lehrers. Wie oft erlebte ich beim Betreten der Dörfer, daß kleine Negerkinder in einem Chor plötzlich ein bekanntes Lied anstimmten und in deutscher Sprache vortrugen.

Mit Freude und Stolz erinnere ich mich all dieser Tatsachen und Zeugen deutscher Kolonialarbeit, die ich während meiner Arbeit in Kamerun und auf meinen langen Reisen durch seine größeren Ortschaften, Hafenplätze und durch seine bis tief in den Urwald hinein gelegenen Dörfer kennenlernte.



Lichtbild: Reichskolonialbund.

Fahrt ins Innere.



Palmölverladung in Kamerun.

Lichtbild: Reichskolonialbund.



Mit Genehmigung des Verlages Hansstaengl, München.

Afrikanischer Steppemorgen.

Gemälde von Professor Werner Peiner.

„Mordenaars Graf“.

Eine Erzählung von Hans Grimm.

Wer von Barkly den Richtpfad reitet nach Maclear zu, der sattelt gegen Mittag, wenn er bei Sonnenaufgang zu Pferd gestiegen ist und zur weißen Rasse gehört, an einer Stelle ab, die den Hirten und Herziehenden bekannt ist unter dem Namen „Mordenaars Graf“. Basutos, Kaffern, Hottentotten und Bastards scheuen den Platz, und doch hat wohl einer von ihnen der Stätte den Namen gegeben vor vielen Jahren und vielen Tagen. Wie Südafrika ist, unbedenklich und unempfindsam, bleibt der erste beste oder erste schlimmste Name haften, genug, daß er zu einer Zeit bezeichnend schien. Kommende Geschlechter werden hinter diesen Namen viel Alltagsleid und Alltagsfreude, viel stilles Heldentum und einsames Märtyrertum und ebensoviel Erbarmlichkeit entdecken. Das weiße Volk der Gegenwart gebraucht sie gedankenlos. In dem lichterhellen, schnellebigen Lande spähen alle Augen voraus. Die Toten sind tot, so tot wie nirgendwo anders.

Vielleicht sind nicht zehn unter den rund fünfhundert weißen Männern, die im Jahr da oben im baumlosen, schroffen Bergland den Satteltgurt lösen und bei einer Pfeife Magaliesberg

oder Pondotabaak ruhen, während ihr Pferd emsig das kurze Gras abknabbert, denen „Mordenaars Graf“, das Mördergrab, mehr bedeutet als eines Wortes leerer Schall. Fünf von den zehn mögen die Geschichte kennen, wenn Fragen sie aus ihrer Erinnerung lösen, während die fünf andern nur achselzuckend den fast senkrechten Hang hinunterweisen auf einen kleinen Fleck, den ein kümmerlicher Busch bemerkbar macht, und der bei näherem Zusehen eingetriedigt zu sein scheint. Nicht einer von den Reisenden aber wird es sich träumen lassen, hinunterzuklettern und sich den Fleck anzusehen, auch wenn das mit geringerer Gefahr für Leib und Leben geschehen könnte. Von der Ebene freilich, die meilen- und meilenweit sich vor den Blicken des in der Höhe Ruhender aufstut, von Ostgriqualand muß der Zugang leicht sein. Aber wer anders kommt von da her zu den Bergfarmen, die längst verlassen sind, als die zu einer Zeit des Jahres wandernder Schafferden aus der alten Kolonie mit ihren schwarzen Hirten und dann und wann ein eiliger junger Bauer, der den Hirten nachsieht?

Frieden hat der, der da ruht, und auf dessen kaum zugerich-

tefem Grabstein, roh eingehauen und eingekraßt und schwer leserlich, der zornige harte Rechtspruch des Alten Bundes steht: „Breuk voor breuk, oog voor oog, tand voor tand; gelijk as hij een gebreek eenen mensch zal aangebragt hebben, zoo zal ook hem aangebragt worden“.

*

Sie waren ein altes Afrikander-Hugenottengeschlecht, die de Savoye, nicht von der erstaunlichen Fruchtbarkeit der andern Familien, die das Register alter Kapfamilien aufführt. So geschah es, daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch auf vier Augen stand, Charles de Savoye, dem Vater, der sich Karel nannte, und Dirk, seinem vierzehnjährigen Sohn. Karel hatte mit dreißig Jahren, spät für einen seines Volkes, geheiratet. Sieben Jahre danach war seine feine, frohe, kleine Frau gestorben. Noch im Trauerjahr wohl hatte Karel sein altes Vatererbe im freundlichen Paarl verkauft, war mit seinem Kinde und zwei alten Hottentottendienern auf den Ochsenwagen gestiegen und, Menschen meidend, hinaufgezogen an den Drakensberg. Die Leute im Paarl schüttelten die Köpfe zu Karels Tun, Rede und Antwort stand er ihnen nicht. Mag sein, daß er aus Gram die Stätte alten Glückes floh, mag sein, daß er beizeiten den zunächst versteckten Versuchen von Basen und Lanten, ihn wieder zu verheiraten — das geht schnell, wo die Toten so sehr tot sind —, ausweichen wollte.

Den Ausläufern des Drakenberges folgend, war er schließlich nach dem Teile des Kaffernlandes gekommen, der nun Ostgriqualand heißt, und hatte sich dort unter den Bergen und in den Bergen festgesetzt, hatte ein Haus gebaut und etwas Ackerwirtschaft und Schafzucht angefangen.

Sehr einsam und menschenfern war seine neue Heimat, nicht einmal Lembus siedelten in der Nähe, und bis auf das Bellen der Paviane an den Bergabhängen lag Grabesstille über ihr, als er sein Reich antrat, aber wasserreich war die Gegend und das Veldt gut.

Bis zu des Knaben zehntem Jahre behielt Karel Dirk bei sich auf dem abgeschiedenen Plage. Da muß es dann über den sonderlichen, den Umständen nach selbst wohlunterrichteten Mann gekommen sein, daß das ein Unrecht sei an dem Kinde. Eines Tages beratschlagte er mit ihm in seiner trockenen Weise.

„Bist du nicht werden, Dirk!“

„Nein, Vater!“

„Du mußt etwas lernen, Dirk, um mehr zu sein als die Volke“ (Farbigen).“

„Ja, Vater.“

„Du mußt zu Menschen.“

„Ja.“

„Was willst du werden, Dirk, Doktor oder Advokat?“

Der Junge starrte ihn an.

„Der Großvater, deiner Mutter Vater, war Doktor, ich denke, das ist der rechte Plan.“

„Ja, Doktor, Vater!“

Weder Doktoren noch Advokaten hatte das Kind je gesehen, kaum die Bezeichnungen gehört, aber wenn der Vater etwas in Verbindung mit der auch fast unverständlichen Gestalt der toten Mutter nannte, was so selten geschah, dann mußte es etwas gar Gutes sein.

„Wer Doktor wird, muß erst in Kapstadt lernen, und dann in Holland.“ Der Satz kam dem Sprecher langsam und schwerfällig von den Lippen, und dem Kinde tat das Herz weh, denn das wußte es, Kapstadt war sehr weit.

„Vielleicht — vielleicht kannst du erst in Allival Noord lernen!“

„Ja, Vater, ja, in Allival Noord.“

*

Dirk kam nach Allival Noord. Der Vater selbst brachte ihn hin und fand Kost und Wohnung beim Predikanten. Als Vater und Sohn auseinandergingen, gaben sie sich lose die Hand.

„All tot beste, Dirk!“

„Alles zum besten, Vater!“

Aber sobald der Vater außer Sehweite war, suchte sich der Junge eine verborgene Stelle und weinte, und er weinte viele Nächte in sein Kissen hinein. Und sobald der Mann die Stadt hinter sich hatte, ließ er die Zügel fahren und vergrub den Kopf in beide Hände, und seine Pferde gingen langsam und sachte, die jungen frischen Pferde. Und mehr als zwei Wochen lang führten die Hottentotten auf der Bergfarm ein Herrenleben vor des Meisters Augen, bis Klaas, der Sohn des alten Jantje, aus lauter Sehnsucht, einmal wieder einen Herrn zu püren, vor ihm einer trächtigen Kuh, die sich langsam bewegte, in die Weichen trat.

Da fuhr der Zorn in Karel, und er wurde, was er gewesen war, und die Diener erzählten sich, er sei ein strenger Baas, und lobten ihn untereinander im gleichen Atem, und nur Jantje, der viel erlebt hatte auf seine Art, wagte demütig, ihn zu fragen nach dem Kleinbaasje Dirk, aber er hörte jedesmal eine kurze Antwort.

*

Jahre kamen und gingen, was ihre Gleichförmigkeit unterbrach, waren die Besuche des Jungen in den Ferien. Jantje holte ihn stets ab aus der Stadt. Wurde es dann Zeit, daß die Karre wieder erschien mit den zwei weißen Hengsten, so sattelte Karel sein Pferd selber, lange vor Sonnenaufgang, während die braunen und schwarzen Knechte noch schliefen. Und die Hirtenjungen erzählten, im Frühlicht habe der Baas oben auf der höchsten Platte, dem Uitkijf, gestanden, und habe ein Rohr vor das Gesicht gehalten. Blieb die Karre aus an dem Tage, so kehrte er nicht wieder heim vor fallender Nacht und zeigte sich scharfäugiger und strenger bei dem Rundgang durch Stall und Kräle als je. Erschien aber der Wagen rechtzeitig in Sichtweite des Hauses, so war er ebenso sicher längst zurückgekommen und trat erst mit ruhigem Grusse auf die Stoep hinaus, wenn das Rollen der Räder und der Hufschlag schwiegen und Jantje mit Klaas den Koffer abschnallte.

Das Kind, dessen Herz schier übertoll geworden war vor Sehnsucht in den langen Monaten in der Fremde, und das Jantje zugejauchzt hatte und ihn vor lauter Fragen nicht schlafen ließ beim nächtlichen Ausspann, schritt dann übermäßig ernst und fast zögernd auf den Vater zu, fragte nach seinem Ergehen und berichtete über Zustand des Weges und die Leistung der Hengste auf der Fahrt.

Wäre nicht ein seltsames Leuchten gewesen in beider Augen von der ersten gemeinsamen, einsilbigen Mahlzeit an durch all die Tage des Zusammenseins, ein Beobachter hätte meinen können, die Menschen, Vater und Sohn, seien von Stein. Jantje sah das Leuchten und plapperte glücklich und wurde freilich in diesen Wochen nicht zurückgewiesen. Sie selbst merkten es aneinander nicht und trugen schwer und ängstlich an ihrem großen scheuen Gefühl, wie denn bei Vater und Sohn der Vers des Liedes von den Königskindern zuweilen wahr ist:

Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

*

In solche Besuchszeit fiel Dirks vierzehnter Geburtstag. Mehr als sonst hatten die Augen gegläntzt bei diesem Zusammensein, mehr als sonst suchte der Mann Gründe, sich durch das Geschäft des Tages seltener von dem Sohne trennen zu lassen, und weniger als sonst folgte das Kind dem natürlichen Gange, sich auszutoben in der heimatischen Freiheit. Scheuer als je waren beider Herzen. Die eigentliche Ursache berührten

sie kaum in ihren ruhigen Gesprächen. Dirk hatte die Schule in Alival zu Ende besucht und stand vor der Fahrt nach Kapstadt. Was vorher eine Trennung auf Monate war, mußte nun eine Trennung auf Jahre werden.

Am Vorabend des Geburtstages sagte Karel: „Dirk, es sind viele wilde Bienen in den Bergen. Ich will hinaufgehen mit dir morgen, und wir werden Honig sammeln. Jantje kann mit uns gehen.“ Im stillen dachte er: „Es wird dem Jungen Freude machen, denn das hat er doch von klein auf gern getan.“

Dirk antwortete: „Ja, Vater, wenn es dir recht ist, wollen wir gehen“, und er war sehr froh. Schon lange war er nicht umhergestreift und -gestiegen in den Bergen hinter dem klugen Honigvogel her, und nie war's gewesen mit dem ernstesten Vater. Aber er verbatg die Freude und lachte und erzählte ihm nur im Traume davon, wie er sich freute, mit ihm ziehen zu dürfen. Und was zu dem Traumbild gesprochen ward, hörte der Mann nicht. Es hätte ihm später gar wohl getan.

*

Wo ist ein Mensch, der hineinwandert oder reitet in einen südafrikanischen Sommermorgen, der, so schwer seine Seele sei, nicht Flügel fände für sie und nicht dankbar wäre seinen Erzeugern? Karel lachte das Herz, und Jugend und Kraft war in seinem Gang, als er ausschritt, den Jungen neben sich, und der plauderte unaufhörlich nach rückwärts mit Jantje und fühlte sich recht als Geburtstagskind.

Einmal fuhr es Karel an: „Wenn er so mit dir schwächte, wenn er weniger Respekt hätte!“, und er blieb stehen und sah den Jungen an.

Der erwiderte fragend den Blick: „Befiehlt der Vater etwas?“

„Nein, komm nur!“ und Karel sprach nicht aus: „Wenn du älter bist, wenn du wiederkommst von Kapstadt, wollen wir rechte Freunde werden, heute kann ich dir's noch nicht sagen, dann werden wir viel zusammen gehen und über alles reden.“

Nach ein paar Stunden waren die drei an der Arbeit an den Hängen, aber das Glück war ihnen wenig hold. Drei Nester hintereinander fanden sie ohne Honig. Das stachelte den Eifer des Jungen an, und sie stiegen höher und höher, und auf einmal flötete ein Honigvogel vor ihnen; dem folgten sie, so gut sie konnten, wie er vorwärtsflatterte und lockend zurückkam, immer emsig weisend, nur auf seine Beute bedacht. Dem Manne wurden die Glieder schwer, aber dem Jungen, der so frisch kletterte, dem sollte die Siegerlust des Findens nicht genommen sein, und da stand ja auch der Vogel oder hing rüttelnd in der Luft unter dem Rand der steilen Wand.

Kein Bauer und kein Farbigter in den Bergen kennt Schwindel, schwindlig werden die Stadtleute, doch schloß Karel die Augen ganz schnell, ganz kurz, und es war ihm, als frage eine warnende Stimme aus der Luft: „Weißt du, daß die Wand viele hundert Fuß steil abfällt in den Fluß?“ Fast hätte er, die Augen wieder aufreißend, laut geantwortet: „Daran hab' ich nie gedacht!“, und ohne allzuviel Besorgnis rief er dem Sohne zu: „Es nützt nichts, Dirk, dort können wir nicht dran, laß sein!“

Der aber gehorchte nicht, glaubte vielleicht nicht einmal, daß das ein Befehl war, und rief nur kurz zurück: „Wir müssen's versuchen, Vater.“

Und dann — Gott, es geschah alles zusammen ganz plötzlich, der Junge lief weiter am Rande über der Wand, er beugte sich und war fort, etwas Staub fuhr auf, Steine knatterten, Jantje schrie . . .

Gleich darauf lag Karel neben Jantje flach auf der Erde über dem Abgrund und startete hinunter auf jenen entsetzlich kleinen Felsvorsprung tief unter ihnen, und Jantje hatte die sehnige Hand in des Herrn linke Achsel verkrallt und wieder-

holte stoßweise immerfort die paar Worte: „Mein Baas, mein Baas, o mein lieber Baas!“

Karel fuhr nach der Hand und löste sie los mit Gewalt, und er hörte sich reden mit ganz fremder, eiskalter Stimme: „Lauf, Kerl, hol sie alle, die Boys, hol die lange Wagenkette, jeden Riemen, und Brauntwein, vergiß den Brauntwein nicht. Lauf, lauft alle, wenn euch das Leben lieb ist!“, und da er sprach, erstaunte er, wie das so ruhig klang, wo er doch schon wußte, daß alle Riemen auf der Bergfarm zusammen nicht hinunterreichen würden.

Es wurde still oben über der Wand. Der Vater lag wieder und sah hinab auf sein Kind, wie's da hing auf der Klippe mit geschlossenen Lidern, vielleicht tot, sicher mit gebrochenen Gliedern und sicher den Tod unter sich und ihm geweiht. Wie die Augen ihm brannten, wie gern er selbst sie geschlossen hätte vor dem Furchtbaren, nur einmal geschlossen, aber unterdes mochte der Junge sich bewegen und weiterstürzen, und immer stärker wurde die Vorstellung in ihm: „Deine Blicke halten ihn fest, so lange du ihn anschaust, so lange ist er sicher.“

Wer sprach da hinter ihm, so häßlich, so grauenvoll häßlich: „Karel, dein Sohn ist tot.“ Fast hätte er sich herumgeworfen auf den Lügner, auf den Schurken: aber nein, hinsehen, immer hinsehen, laß den schwägen, sein erbärmliches Geschwäg! Ich will's nicht hören. — Wenn Jantje nur käme! Jantje und die andern. Wenn's nur nicht so still wäre! — Besser still, als wenn der dahinten spricht. — Ob Dirk den hört? Ich will mit Dirk reden, ich selbst, aber vorsichtig, sehr vorsichtig.

Und nun die ersten vernehmlichen Worte über der heißen Wand, wunderbar weich dafür, daß sie aus Mannesehle kamen, wunderbar wohlklingend aus einer Brust, in der die Seele rang in entsetzlicher Pein: „Mein Junge, mein lieber Junge, du mußt nicht erschrecken. Ich spreche zu dir, ich, dein Vater. Du mußt stille liegen, Dirk, ganz stille. Wir holen dich, Dirk. Es geht ganz leicht. Dann trage ich dich, Dirk, und wir bleiben zu Hause, bis du wieder gesund bist. Wir können dann reiten, Dirk, oder schießen. Nur zusammen wollen wir bleiben, denn nun bist du groß, und ich kann dir soviel erzählen. Und Kapstadt, Dirk, ich denke, ich gehe mit dir, nicht wahr, mein Junge? Du wirst keine Angst haben vor mir. Ich will dein bester Freund sein, Dirk, denn du und ich, wir haben doch nur uns beide.“

Er schwieg und dachte: Was sage ich ihm noch? Und dann kam's unwillkürlich und plötzlich von seinen Lippen: „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. Daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“

Aber als die Gedanken wieder bei seinen Worten waren, brach er erschreckt ab. Psalmen sagt man ja bei den Toten und den Schwerverranken. Wenn der Junge mich hört, mag er meinen, er müsse sterben. Zudem ist das gar nicht wahr. Wo waren denn die Schutzengel? Das heißt, ich will's nicht gedacht haben, lieber Gott, ach nein, du bist nicht zornig, du siehst doch selbst, du verstehst doch gewiß. Wahr ist ja auch nicht, daß wir ihn holen können. Ich allein, ich halte ihn fest mit meinen Blicken. Oder Engel, dennoch Engel? — Aber ich muß zu ihm sprechen, muß sprechen. Was sagt man nur zu einem Kinde? — Ich, ich finde nichts, gar nichts.

Er stöhnte und begann wieder flüsternd: „Dirk, damals, als deine Mutter . . .“ Das kann man doch nicht dem Jungen erzählen. Das nicht. Wenn überhaupt sie dies sähe, sie! Nun ist gut, daß sie tot ist, daß du tot bist, Maria.

Schwere Tränen tropften ihm aus den Augen. Er wischte schnell mit der einen Hand. Wenn die auf ihn fielen, gütiger Gott, dann wußte der Junge, daß er verloren war. „Nein, Dirk, nein. Das ist alles Unsinn. Ich lache, Dirk. Ich halte dich, ich halte dich immerfort. Wie ist wohl die eine Geschichte, die du als Kind so gern hörtest, die Jantje dir immer erzählte? Ja, der

Schafal und der Elefant, die gingen einmal, gingen einmal . . .“ Er stockte, er fand nicht weiter. „Der Schafal und der Elefant, die gingen einmal, einmal zusammen . . . Dirf, ich weiß nicht weiter. Ich weiß gar keine Geschichten, Dirf. Wenn Jantje kommt, der soll erzählen. — Hörst du mich denn, Dirf? Hörst du mich? Dirf, Dirf, Dirf — mein Junge! Dirf!“ —

„Nein, nein, er hört nicht, vielleicht, vielleicht —?“ Und es ward wieder still über der heißen Wand, nur öfter tropften die Tränen, und öfter fuhr die unwillige Manneshand ans Auge. Gar nicht mehr denken konnte er, aber die Farbigen, die hörte er, lange bevor sie kamen, die bergauf Hastenden und Keuchenden.

Als sie endlich da waren mit Kette und Riemen und allem Möglichen und Unmöglichen, entsezt und schwer atmend, da hob er nach dem voraneilenden Jantje hin den Arm: „Leise, leise, ich glaube, er atmet.“

Jantje, der Hottentott, der nun neben ihm stand und niederschaute, sagte: „Ja, Baas.“

Da schloß Karel die Lider, und hätte Jantje nicht zugriffen, der Vater wäre dem Sohne nachgestürzt.

Wenn Farbige arbeiten wollen, können sie arbeiten, sogar ohne Singsang und ohne Geplapper. Die fünf braunen und schwarzen Männer da oben griffen zu und knofeten und schlangen und schielten selten auf den Baas, der halb saß, halb lag, wie Jantje ihn niedergelassen hatte, ganz erschöpft oder ohnmächtig.

Als das lange Seil und Riemen und Riemenzeug beieinander war, griff Jantje als erster nach der Endschlinge. Die fünf trafen zum Rande, Klaas schüttelte den Kopf: „Nooit!“ „Nee, nee, nee“, flüsteren drei andere Stimmen. „Dns moet dit daarom perbier“, sagte Jantje, „gebt mir den Branntwein!“ Er trank einen Schluck, barg die Flasche im Hemd. „Nun!“

Jantje hatte seinen gefährlichen Abstieg begonnen, und den Zurückbleibenden spannten sich die Muskeln am Körper, und der Schweiß machte ihre Haut glänzend.

Nach einer Weile rief Klaas, der vorderste, hinunter: „’t is all nu!“ und rückwärts gewandt: „Das reicht kaum halb! Seht euch!“

Die Männer taten, wie er ihnen hieß. Sie brauchten eine kurze Rast, und nun, da der Abstieg zu Ende war, war das Halten leichter.

Karel mußte die Worte verstanden haben, denn er stand auf und trat zu Klaas, der fuhr zusammen und wagte nicht, ihn anzusehen. „Es langt nicht?“

„Nein, Baas.“

„Was tust du, Jantje?“

Der antwortete nicht, starrte nur auf das Kind.

„Jantje will zurück. Wir müssen anziehen.“

Die Boys erhoben sich. Karel arbeitete mit ihnen. Welch große Kraft der Baas hatte!

Jantjes faltiges Gesicht erschien, müde, mit verzogenem Munde und verbissenen Zähnen. Karel riß ihn herauf an der Hand.

„’t is jammer, Baas!“ Es klang winselnd.

Karel schien das nicht zu merken. „Der Kleinbaas lebt, Jantje?“

„Baas, ich habe lange hingesehen, da ist Leben“, er zeigte auf das Herz.

„Kann man Branntwein hinunterlassen und Kost?“

„Ich glaube nicht, Baas.“

„Hört er, Jantje?“

„Nein, Baas, er schläft da!“ Jantje wies auf den Kopf.

„Ruht aus denn, ich will hinunter.“

Jantje zitterte und suchte dem Baas zu widersprechen. Es war schwer, jetzt, wo er wieder so hart und stark war, so eisern ruhig, als handle sich’s um nichts anderes als ein abgestürztes Schaf. Aber dann brachte er es doch heraus, ganz schnell: „Wenn Baas — ich meine, wenn Baas sich — wenn Baas etwas geschieht!“

Karel sah ihn an, daß Jantje sich duckte, und der Hochmut der Herrenrasse war in seiner Stimme: „Glaubst du, ich ließe meines Kindes Leben in eurer Hand? Voran!“

Karel wurde hinuntergelassen. Länger als Jantje blieb er. Einmal schien er zu flüstern nach unten hin. Die Diener waren der Erschöpfung nahe, als er das Zeichen gab zur Rückkehr. Sie zogen schlecht, und unendlich langsam ging der Aufstieg vorstatten.

Er wird sehr zornig sein! dachten die Hottentotten, dazu flatterte der Honigvogel wieder lockend über ihnen, wieder Beute erhoffend. Jantje hätte den gern vertrieben, aber er konnte nicht loslassen.

Da war der Herr endlich, die Farbigen krochen in sich zusammen. Er sah nicht nach ihnen, presste nur im Selbstgespräch heraus, während er sich losband: „Die Blut auf der Wand, die entseztliche Blut!“

Sein Blick fiel auf den Vogel, der sich nahe gesetzt hatte, noch lockend. Er beugte sich blitzschnell, und es schien, als wolle er einen Stein greifen zum Wurf. Aber noch ehe er den gefaßt hatte, schnellte sein Körper zurück. „Jantje!“

„Baas.“

„Du bleibst hier, das Seil bleibt. Die andern kommen mit mir!“

„Ja, Baas.“

„Und —“, aber er sprach nicht weiter, sondern eilte fort.

Stundenlang saß der Hottentott wartend und seinen Kleinbaas beobachtend. Er sah Karel zu Pferd durch die Ebene jagen, sah ihn halten und abspringen, eindringen durch das Lal, arbeiten durch Geröll und Wasser, bis er eine Stelle gefunden hatte unter der Wand, sah ihn dann da klettern und rutschen und klettern und fallen und schließlich umkehren.

„Der Baas ist wie ein wildes Tier im Käfig. Aber es nützt nichts, es nützt gar nichts.“

Und am Himmel sah er erst einen Punkt herankommen und einen andern und einen dritten und dann viele. Er wußte, was das war, lange bevor er das grelle Weiß und tiefe Schwarz des Gefieders unterscheiden konnte, lange bevor die gierigen Schreie über ihm gellten, während die Vögel kreisten.

Es schüttelte ihn, er kam in ohnmächtige Wut und drohte hinauf. „De verdomde Duivels, ef sell ye doodmaak, ef sell sekerlik. Aber es nützt nichts, es nützt gar nichts.“ Die Sonne sank, es wurde kühl.

„Allemagte, sieh doch, der Kleinbaas öffnet die Augen und stöhnt, er — er will sprechen! Wart, Kleinbaasje, wart, Kleinbaasje Dirf, ich komme, ich will hören, gut hören, ich bin ja hier!“

„Wenn jetzt der Baas käme, der könnte halten, der.“ Jantje fuhr umher. Nirgends einen Platz, das Seil festzumachen, um sich herunterlassen zu können, um näher zu sein dem Kinde, um zu hören, wenn es wirklich sprechen wollte oder konnte.

Schon verzweifelte er, da kam Karel, langsam, stolpernd, und trug etwas, das er hinter dem Rücken verborgen hielt und schnell und scheu niederlegte, als er Jantjes Blicken begegnete.

„Baas, Baas! Lauf! Der Kleinbaas sieht und will sprechen!“

„Sprechen?“ Karel sprang heran.

„Hier, schling’s um, lieg nieder, du kannst mich vielleicht halten, Baas, ich dich nicht.“

Karel gehorchte, und Jantje glitt, Gefahr und Risse verachtend, hinab.

Karel hörte flüstern und verstand und fragte nicht, als Jantje ächzend wiederkam.

„Baas . . .“

„Ja . . .“

„Baas, er bittet . . .“

Karel sah fort.

„Er bittet, du, du sollst — schießen — Baas —, wenn du ihn lieb hast.“

*

Es wurde dunkel und wieder hell durch den aufgehenden Mond. Jantje starrte vor sich nieder. Jrgendwo hinter ihm regte sich etwas. „Baas, du bist hier?“

Niemand antwortete, der Hottentott wagte nicht, sich umzusehen, und fuhr heiser fort: „Baas, er hat Schmerzen. Baas, da oben waren schon die Aasvögel. Baas, ich will es tun, wenn du's nicht kannst, denn du bist sein Vater.“ Nun schielte er zurück und hob die Hände: „Baas!“

Jemand erhob sich und trat heran, und der zitternde Diener hörte des Herrn Stimme — ohne Zorn und Erregung, aber Gehorsam heischend: „Geh nach Hause, Jantje, und schweig, du weißt nicht, was du sprichst.“

Da warf Jantje einen letzten Blick hinunter auf das Kind und ging.

Als seine Schritte verklungen waren, schlich Karel scheu und alles Geräusch vermeidend nach der Stelle hin, wo er vorher die Büchse verborgen hatte beim Erblicken Jantjes. „Nein, ich will nicht, ich will nicht.“

Fast mit Ekel wandte er sich ab, um dann immerfort murmelnd doch das Gewehr aufzuheben. „Jetzt kann er gewiß nicht mehr sprechen.“

„Vielleicht“ — er schrak auf, horchend — „vielleicht ist er schon gestürzt.“ Er lief zurück mit der Büchse.

„Dirk, Dirk, hör noch einmal, ich darf's nicht tun. Ich darf nicht, wenn ich's auch könnte, wenn ich auch wollte. Sprich doch, Dirk, sprich doch! Aber nicht das!“

Er faltete plötzlich seine Hände über dem Gewehr: „Allmächtiger, du hast ihn fallen lassen, nun bitte ich dich um das eine einzige, laß ihn noch einmal reden!“ Er lauschte gespannt und merkte, wie ein furchtbarer Haß wuchs in ihm gegen das grausame Geheimnis dort oben über Mond und Sternen.

Da, war das Täuschung, oder — oder flüsterte das Kind an der Wand herauf? Was immer es war, seine Ohren fingen deutlich die klagenden Worte auf: „Jantje, tu du's! Ich hab' Schmerzen. Ich verdurste. Ich fürchte mich vor den Aasvögeln, die wollen mein Fleisch. Tu du's, denn er hat mich nicht lieb, er hat mich nie lieb gehabt!“

Karel schrie auf, schrie, daß es gelte von Berg und Wand: „Nein, Dirk, nein, das ist nicht wahr! Ich hab' dich lieb, Dirk, ich, nur ich. Ich will es tun, Dirk, weil ich dich so sehr lieb habe.“

Und der Mond sah, wie Karel de Savoye sich niederließ auf ein Knie, wie er zielte, ruhig und sicher, und wie er seines Sohnes Herz traf aus Liebe, und um ihn zu retten von schwerer Pein und entsetzlicher Not.

Und der Mond sah des Kindes Gestalt verschwinden von der Wand und sah den Vater niedersteigen und schließlich einen Leichnam, einen armen blutigen Leib, küssen.

Ehe es aber Morgen ward, hatte Karel de Savoye einsam und allein seines Sohnes Grab gegraben und hatte ihn hineingelegt.

*

Ein paar Tage später stand er in Allival Noord vor dem Landdrost und bezichtigte sich des Mordes. Mit unsäglicher Mühe entrang ihm der Beamte die Angabe der nähern Umstände. Davon, daß er einer plötzlichen Eingabe gefolgt sei, der qualvollen Bitte seines Sohnes gehorchend, wollte der Selbstankläger nichts wissen. Er betonte im Gegenteil mit Nachdruck, ja, fast mit Heftigkeit, die besonders hervorstach bei seiner sonst zur Schau getragenen fast übermenschlichen und sicher unmenschlichen Kühle, daß er den Beschluß zur Tat schon gefaßt habe bei seinem ersten mißglückten Versuche, zu seinem Sohne zu gelangen, und sobald es bei ihm feststand, daß das Kind noch lebe.

X/17

Dem Beamten blieb nichts übrig, als die Sache nach der Voruntersuchung an Geschworene und Richter zu verweisen. Die Entlassung in die Freiheit in der Zwischenzeit nahm Karel de Savoye nicht an. Die Besuche des Geistlichen seiner Religionsgemeinschaft, der Dirks Pflegevater gewesen war, wies er mit Entschiedenheit ab.

Am Tage seines Prozesses versuchte er mit allen Mitteln, einen Wahrspruch gegen sich zuwege zu bringen, aber die neun Männer, „gut und wahr“, wie sie das Gesetz nennt, verneinten vor offenem Gerichte jede Schuldfrage. Der Richter entließ Karel mit dem an solcher Stelle seltenen Wunsche: Möge der Himmel einem tapferen Manne helfen!

Müde und ganz verstört ritt Karel zurück auf die Bergfarm. Kurz hinter ihm drein fuhr der Predikant. Karel war dabei, als er kam, und nahm ihn wohl oder übel auf. Nach ein paar fruchtlosen Versuchen gelang es dem Pfarrer, seinen Mann zu stellen. Nach Lage der Umstände und seinem Verständnis des verschlossenen und fluchtbereiten Menschen vor ihm, ging er gerade auf seinen Punkt los: daß Karel eine schwere Sünde begangen habe, wisse er selber, habe er sich doch deshalb dem Gerichte gestellt, deshalb auf eine Verurteilung gedrungen. Eine solche aber sei eine Entsühnung vor den Menschen und nicht vor Gott. Mit Gott allein habe er zu tun, denn so Trauriges der Herr über ihn verhängt habe, er habe eigenmächtig eingegriffen in dessen unerforschlichen Ratsschluß. Noch weniger Sühne aber läge in der Verzweiflung. Gott sähe das Herz an, und wolle Karel nur etwas Vertrauen fassen zu Gottes Güte und sich ihm anbefehlen, so würde bei Pflichterfüllung, Demut und Glauben die Verzeihung und aller Frieden ihm teilhaftig werden. Nicht an den verlorenen Knaben solle er sich hängen, sondern an das selige Kind im Himmel.

Karel ließ ihn austreden, um dann kühl und ruhig zu antworten: Von Sünde wisse er nichts, nichts von Barmherzigkeit, nichts von Liebe, nichts von Gnade. Die Begriffe seien ihm abhanden gekommen und hätten sich in seines Kindes Schicksal als Trug erwiesen. Dem verlorenen Sohne jammere er nicht mehr nach, der habe den Frieden des Grabes, einen Gott kenne er nicht mehr. Aber wenn kein Gott über den Wolken regiere oder gar ein erbärmlicher, grausamer Spieler, dann müsse auf Erden erst recht etwas bestehen ohne Deutelei und Dreherei, das sei das Recht, das feste unabänderliche Recht. Und wenn alle Versprechungen und Himmelsgeschichten in der Bibel so viele Märchen seien, einen Spruch habe er gefunden, der ihm wahr sei, und der heiße: „Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie er hat einen Menschen verletzt, so soll man ihm wieder tun.“ So, und nun danke er ihm noch einmal für alles Gute, das er dem toten Kinde erwiesen habe.

Der Predikant, der nichts austrichten konnte, fuhr nach Allival Noord zurück.

Zwei Wochen etwa nach ihm kam wegemüde, staubig und gebeugt Jantje dort an.

Sein Baas sei tot. Er habe sich selbst erschossen, wohl sei ihm das Gewehr losgegangen. Von seiner Rückkehr an habe er täglich an einem Steine gearbeitet, draußen im Feld, und etwas daraufgeschrieben, was, wisse er nicht. Am Vorabend seines Todes habe der Baas ihm gesagt, sterbe er, so wolle er beerdigt sein, wo der Stein liege, und der solle dann auf sein Grab gesetzt werden. Am nächsten Tage sei er nicht wiedergekehrt, unter der Wand hätten ihn die Suchenden tot gefunden und seinem letzten Willen gemäß gehandelt.

*

Das ist die Geschichte von „Mordenaars Graf“, und die Stätte ist nicht eines „Mörders Grab“, sondern eine von den vielen in dem herzensarmfeligen Afrika, wo ein einsamer weißer Mensch verendet ist wie ein angeschweißtes Tier.

401



Mit Genehmigung des Verlages Hansssohn, München.

Afrikanische

Landſchaft.

Gemälde von Professor Werner Peiner.

Sind die Tropen wirklich „ungesund“?

Von Regierungsrat Hermann von Freedten.

Kürzlich ist der 15. Internationale Kongress für Geographie in Amsterdam zu Ende gegangen. Dieser Kongress hat zur Frage der Siedlung Weißer in den Tropen bemerkenswerte Beiträge geliefert — also zu einer Frage, die auch in Deutschland ganz besonderes Interesse verdient. Der von über 1200 Wissenschaftlern aus der ganzen Welt und zahlreichen Vertretern deutscher und ausländischer Dienststellen besuchte Kongress behandelte dieses Problem als Hauptthema seiner Gruppe „Koloniale Geographie“. Ein Teilnehmer an dem Kongress stellt uns darüber nachstehenden Bericht zur Verfügung.

Die Tatsache, daß es sich hier um sehr wichtige Fragen von internationaler Bedeutung handelt, kam schon in der Vorbereitung der Tagung zum Ausdruck: die Union Géographique Internationale als Veranstalterin hatte bereits zu Beginn des Jahres zahlreiche Fachleute aller Nationen gebeten, sich zum Thema schriftlich zu äußern; 43 Kenner tropischer Siedlungen in allen Erdteilen, darunter 11 Deutsche, hatten dieser Bitte entsprochen. Ihre Berichte wurden gedruckt und allen Teilnehmern als Verhandlungsgrundlage schon vor dem Kongress zugeleitet; diese Sammlung umfaßt nicht weniger als 356 Seiten und stellt einen einzigartigen Querschnitt durch die wissenschaftliche Erkenntnis und praktische Erfahrung auf dem Gebiete der tropischen Siedlung nach dem heutigen Stande dar. Die Kongressleitung hatte ferner einen Generalsekretären beauftragt, aus den Einzelberichten die Problemstellung in allen ihren Einzelheiten herauszuarbeiten. Dieser gedruckte und den Teilnehmern gleichfalls schon vorher zugeleitete Generalbericht stellt die Forderung voran, auf jede Erörterung politischer Fragen im Zusammenhang mit dem Problem der tropischen Siedlung zu verzichten; so sollte ein Eingehen auf koloniale Ansprüche einzelner Nationen, auf die Einwanderungspolitik der Zielländer und über Rassenfragen zwischen Weißen und Farbigen ausgeschlossen sein. Es war vielmehr lediglich zur Frage der Erfolge oder Misserfolge der bisherigen weißen Siedlung in den Tropen, zu ihren Lehren und zu den Voraussetzungen eines kolonialisatorischen Erfolges Stellung zu nehmen.

In den Verhandlungen kam deutlich zum Ausdruck, daß für den Erfolg oder Misserfolg der bisherigen Siedlungsversuche Weißer keineswegs ausschließlich die spezifisch tropischen Krankheiten verantwortlich gemacht werden dürfen, die bei dem heutigen Stande der Tropenmedizin meistens durchaus erfolgreich bekämpft werden können. Viel größere Beachtung erfordern die tropischen Klimabedingungen, welche die Gesundheit der weißen Siedler in der Tat ernstlich zu gefährden und auf die Dauer zu schädigen vermögen. Aber auch ihnen kann sich der Siedler — so wurde festgestellt — weitgehend entziehen, sofern er sich in seiner Arbeits- und Lebensweise richtig anpaßt. Es muß die Lebensform in jedem wichtigen tropischen Siedlungsgebiet gründlich studiert und nach der Dauer des beabsichtigten Aufenthaltes unterschieden werden — getrennt für Siedler, Handwerker, Angestellte usw. Es ist ja klar, daß es etwas ganz anderes bedeutet, ob ein Angestellter einer Kolonialfirma nur für wenige Jahre in die Tropen geht oder ob ein Siedler sich dort dauernd niederlassen und gesunde, arbeitsfähige Kinder aufziehen will. Im ersteren Fall tritt das Problem der klimatischen Anpassung, das den kolonialisatorischen Erfolg des Siedlers ausschlaggebend beeinflusst, in den Hintergrund. Von verschiedenen Seiten wurde betont, daß eine Anpassung durchaus möglich ist, sofern die Siedler den beiden Hauptgefahren der Tropen aus dem Wege zu gehen bereit sind: dem Alkoholmißbrauch und den Geschlechtskrankheiten.

In diesem Zusammenhang wurde betont, daß die weiße Frau das wirkungsvollste Schutzmittel gegen ein Versagen der Männer in den Tropen darstellt; wer sich dort auf die Dauer niederlassen will, muß verheiratet sein. Besonders bemerkenswert und treffend war die von einem kolonial sehr

erfahrenen Engländer getroffene Feststellung, daß es unmöglich ist, unter denen, die nach den Tropen auswandern wollen, bereits in der Heimat eine vorbeugende Auslese zu treffen; die Tropen selbst nehmen diese Auslese weit besser und gründlicher vor. Man soll die Siedler also nicht vor der Abfahrt „organisieren“, sondern vielmehr für unverzügliche Rückbeförderung und Abschub der Versagenden in die Heimat sorgen, weil sie sonst die gesunde Entwicklung einer tropischen Siedlung auf das schwerste gefährden — und dazu die Autorität der weißen Rasse gegenüber den Farbigen untergraben. Diese Gefahr ist in Südafrika besonders groß, wo sich bereits eine falsche Beziehung zwischen Weiß und Schwarz entwickelt hat und damit eine Preisgabe der anderswo vorhandenen Bereitwilligkeit des Negers zur Zusammenarbeit mit dem Europäer.

Erörterungen über das Zusammenleben des Weißen mit der farbigen Urbevölkerung nahmen einen breiten Raum in der Aussprache ein. Es bestand vollste Übereinstimmung darüber, daß es die Aufgabe des Weißen ist, den Farbigen mit freundlichen Methoden zu sich heranzuziehen und ihn der europäischen Kultur näherzubringen. Die kulturelle und wirtschaftliche Führung muß sich aber der Weiße stets sichern. In wirtschaftlicher Hinsicht wurden Zweifel laut, ob der weiße Siedler in Wettbewerb mit dem farbigen Ackerbauer treten könne. Die Ansicht des überwiegenden Teils der Sachverständigen ging aber dahin, daß der Weiße dem Schwarzen in seinen Arbeitsmethoden und infolge seiner höheren Intelligenz, ja auch größeren handlichen Geschicklichkeit überlegen sei; dies gelte besonders auch für handwerkliche und industrielle Arbeit. Wo Farbige vorhanden sind, empfiehlt sich als beste Wirtschaftsform der weiße Großbauer, der Pflanze mit farbigen Arbeitskräften, also Zusammenarbeit beider.

Eine wissenschaftliche Vorausplanung von tropischen Siedlungen wurde zwar von einigen Wissenschaftlern gefordert, aber von den kolonialisatorischen Praktikern als undurchführbar abgelehnt. Der wagemutige Unternehmer, ja selbst der Abenteurer sei es, der tropische Gebiete der Erschließung und Besiedlung zuführe. Nur praktische Versuche an Ort und Stelle liefern die Unterlagen für kolonialisatorische Planung. Weiße Massensiedlungen, so wurde festgestellt, lassen sich nicht organisieren; man kann nur einzelne Pioniere ansiedeln, die, wenn sie erfolgreich sind, einen ständigen Strom von Nachwanderern anziehen. Von deutschen, holländischen, belgischen und schweizerischen Vertretern wurde schließlich die Bildung einer internationalen Kommission angeregt, die es sich zur Aufgabe machen soll, tropische Siedlungsgebiete nach einheitlichen Gesichtspunkten zu studieren und Einzelbeschreibungen und -berichte zusammenzutragen und auszutauschen. Das vorhandene Material ist heute noch zu unterschiedlich und reicht nicht aus, um sich ein klares und eindeutiges Bild von den Siedlungsmöglichkeiten für Weiße in den verschiedenen tropischen Gebieten zu machen. Dabei wurde betont, daß die Kenntnis von der richtigen Technik der Kolonisation einen breiteren Raum als bisher einnehmen muß, um Fehlschlüsse in der Beurteilung der wirtschaftlichen Möglichkeiten einer Kolonisierung zu vermeiden.



Lichtbild: Reichskolonialbund.

Ansicht von Windhoek, im Vordergrund die Bahn nach Swakopmund.

Das Schicksal der deutschen Kolonialbahnen in Afrika.

Von Theodor Kaiser, Bochumer Verein.

In unermüdlicher Pionierarbeit haben deutscher Fleiß und deutsche Technik ehemals in den afrikanischen Teilen unseres Kolonialreiches ausgedehnte und ertragreiche Eisenbahnanlagen geschaffen, die im Jahre 1914 bei Kriegsbeginn bereits einen Anlagewert von rund einer halben Milliarde Reichsmark mit größtenteils ausreichender Verzinsung darstellten. Auch dieser wertvolle Aktivposten des deutschen Volkvermögens ist ein Opfer des Versailler Diktats geworden.

In auffallendem Gegensatz zu der jahrhundertlang glänzend erprobten kolonialisatorischen Kraft unseres Volkes und dem frisch-fröhlichen Wagemut, mit dem der deutsche Unternehmer sich sonst fast überall der Ueberseegeeschäfte annahm, stand die anfängliche Abneigung des deutschen Volkes gegen größere Unternehmungen, insbesondere auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues in seinen eigenen Kolonien. Die allgemeine Verständnislosigkeit und der Mangel an technischen Er-

aktiven Kolonialpolitik, dem Jahre 1884 an, volle zehn Jahre bis zur Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn in den afrikanischen Schutzgebieten dauerte und der Fortschritt im Bahnbau auch dann zunächst noch überaus langsam vor sich ging: Für die Fertigstellung der ersten hundert Kilometer

wurden volle fünf Jahre Bauzeit beansprucht und der Bau der ersten tausend Kilometer erstreckte sich nahezu über dreizehn Jahre. Erst die durch den Hereroaufstand ausgelösten Kolonialwahlen im Jahre 1907 brachten den großen Umschwung in unserer kolonialen Verkehrspolitik, der im Mai 1908 in der Bewilligung von 1459 Kilometer neuer Bahnen seinen ersten, nachhaltigen Ausdruck fand. Seitdem ist der Ausbau der Schienenwege in Deutsch-Afrika mit großem und erfreulichem Nachdruck gefördert worden, bis leider schon 1914 der Kriegsausbruch allen Planungen auch hier ein jähes Ende setzte. Deutschland war damals in der glücklichen Lage,



Lichtbild: Reichskolonialbund.

Güterzug auf der Landungsbrücke von Swakopmund.

fahrungen in kolonialen Eisenbahnbau- und betriebswegen hatte die bedauerliche Folge, daß es vom Beginn unserer

in seinen afrikanischen Kolonien ein Eisenbahnnetz von zuletzt etwas über 4000 Kilometer betriebsfertiger Bahnen zu be-



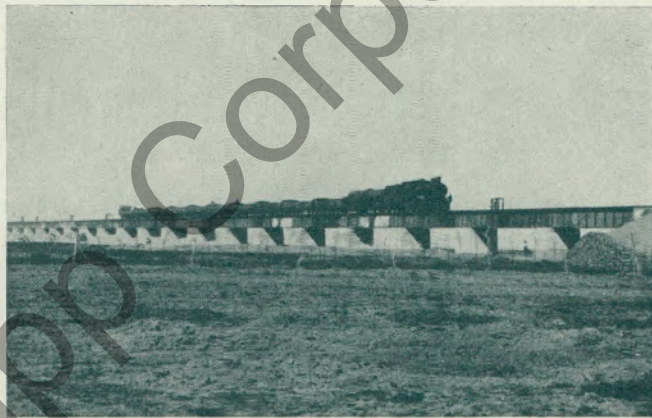
Eisenbahn-
bau
in der Nähe
der
Lüderitzbucht.

Lichtbild:
Technophotograph. Archiv.

sigen. Das entspricht etwa der heutigen Streckenlänge der drei westdeutschen Reichsbahndirektionsbezirke Essen, Duppertal und Köln, für ein Gebiet von der fünffachen Ausdehnung des damaligen Reichsgebietes freilich erst ein bescheidener Anfang; aber es waren weitere tausend Kilometer zu jenem Zeitpunkt bereits im Bau begriffen und die Pläne für noch weitere 5000 Kilometer damals schon so gut wie fix und fertig.

In Deutsch-Ostafrika waren 1914 etwas über 1600 Kilometer Bahnlinien in Betrieb. Die im Jahre 1894 eröffnete Usambarabahn im nördlichen Teil dieser Kolonie ist als erste deutsche Kolonialbahn für die Erschließung unserer überseeischen Besitzungen von ähnlicher schicksalhafter Bedeutung

geworden wie für das heimatische Wirtschaftsleben die zu historischer Berühmtheit gelangte Ludwigsbahn zwischen Nürnberg und Fürth. Nicht minder wichtig gewesen ist die Mittellandbahn zwischen Daresalam und dem Tanganjikasee, die 1914 eben fertig geworden war. Sie sollte in erster Linie als Durchgangsbahn für das kupfererzreiche belgische Katanga-Gebiet dienen und gleichzeitig den Anschluß an die geplante große transkontinentale Kap-Kairo-Bahnlinie herstellen. Katangas Kupfervorräte werden auf etwa 25 bis 75 Millionen Tonnen heutzutage eingeschätzt; ihre Erschließung ist ausschließlich eine Frage der günstigen Verfrachtung. Das Kupferland Katanga im Südpol des



Lichtbild: Reichskolonialbund.

Brücke über den Swakop.



Lichtbild: Reichskolonialbund.

Baumaterial auf dem Bahnhof Windhu.



Lichtbild: Reichskolonialbund.

Stationsgebäude Swakopmund.

Rechts:
Bau der Bahn
Daresalam:
Morogoro.

Bei der Lieferung von Oberbaumaterial war die Dortmunder Union (jetzt: Dortmund-Hoerder-Hüttenverein A.G.) maßgeblich beteiligt.

Lichtbild: Scherl.

Unten:
Oberbauzug
mit Material
der Dortmunder
Union bei km 28
der Strecke
Daresalam:
Morogoro.

Bauzeit 1905 bis 1907.
Die Strecke wurde später bis Kigoma am Tanganjika-See durchgebaut.

Lichtbild:
Archiv Dortmunder Union.



Kongogebietes hat man treffender Weise als die Drehscheibe des afrikanischen Eisenbahnnetzes bezeichnet, da heute nicht weniger als sechs Schienenstränge von je 2500 Kilometer Länge nach allen Himmelsrichtungen sich um den Abtransport bemühen. Bedauerlich ist und bleibt dabei freilich, daß die ehemals deutsche Mittellandbahn im Zuge der Nachkriegsentwicklung aus dieser ertragreichen Verkehrsbeziehung nahezu reiflos durch Konkurrenzmanöver ausgeschaltet wurde und ihr Anteil an der Durchfuhr aus Katanga und dem übrigen Kongogebiet von den ursprünglich gut 60 000 Tonnen fast auf den Nullpunkt abgesunken ist. So sehen die „Segnungen“ fremdländischer Mißwirtschaft in unserem Schutzgebiet heute aus!

Deutsch-Südwestafrika ist es nicht viel anders ergangen. Auch hier haben die Engländer im Bunde mit den Machthabern Südafrikas ihre Pflichten als sogenannte Mandatsmacht auf das Schwerste vernachlässigt. Deutsch-Südwest hatte bei Kriegsausbruch rund 2100 Kilometer Bahnlinien in vollem Betrieb und weitere 300 Kilometer im Bau schon fast unmittelbar vor der Fertigstellung. Klassische Berühmtheit hat hier die Bahnlinie Lüderitzbucht-Keetmanshoop

erlangt. Unter dem Druck des drohenden Sottentottenaufstandes war sie zunächst bis Kubub bewilligt, die aus militärischen Gründen dringend gebotene Weiterführung bis Keetmanshoop aber dann von einer vaterlandsverräterischen schwarzen Reichstagsmehrheit im Dezember 1906 abgelehnt worden. Das führte damals zur Auflösung des Reichstages; die Neuwahlen ergaben nicht nur eine sichere Regierungsmehrheit für Kolonialfragen, sondern hatten zudem die erfreuliche Folge, daß endlich in weiten Kreisen des deutschen Volkes Verständnis und Begeisterung für den bis dahin nur gering geachteten Kolonialbesitz erweckt wurden. In Hans Grimms „Volk ohne Raum“ spielt die Fertigstellung dieser Bahnlinie eine bedeutsame Rolle.

Während unter deutscher Herrschaft die einzelnen Linien schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens namhafte Überschüsse abzuwerfen vermochten, hat sich dieses Bild in der Zwischenzeit grundlegend verändert, und zwar auch hier nach der schlimmeren Seite hin. Defizite sind heute an der Tagesordnung. Nach fachmännischer Ansicht ist dieser höchst unerfreuliche Wandel nur zu einem geringen Teil bedingt durch den immer mehr wachsenden Kraft-



wagentwettbewerb und in der Hauptsache wohl zurückzuführen auf die Auswirkungen amtlicher Tarifpolitik, die planmäßig auf den wirtschaftlichen Ruin unseres ehemaligen Schutzgebietes abgestellt zu sein scheint.

Auch in Kamerun und in Togo sind die ursprünglich von deutscher Seite geplanten Erweiterungen der Eisenbahnanlagen fast alle im Sande verlaufen und dadurch die ehemals für diese beiden Gebiete bestehenden großen verkehrspolitischen Zukunftsaussichten in ein Nichts zerfallen. Also auch hier wieder eine rein zerstörende Tätigkeit der als Mandatäre des Völkerbundes fungierenden Engländer und Franzosen! Kamerun hat erst 1909 seine erste Eisenbahn erhalten. Geländeschwierigkeiten dieses gebirgigen Landes mit zahlreichen zu überspannenden Flußläufen und weiten Sumpfstrecken, wie sie einer der ersten Kolonialpioniere, Hugo Böller, in seinen Erinnerungen mit plastischer Anschaulichkeit schildert, waren neben Mangel an Arbeitskräften lange Zeit hindurch ein Haupthindernis auch für Eisenbahnbauten. Im Jahre 1914 waren insgesamt etwas über 300 Kilometer an fertigen Strecken vorhanden, auf das Zehnfache dieses Umfanges indes erstreckten sich bereits damals weitere Planungen, deren Ausführung der heimischen Eisenbahnmaterial herstellenden Industrie und dem deutschen Transportgewerbe lohnende Aufträge in größtem Umfange gesichert hätte. Das hat nicht sollen sein! Heute ist das kameruner Gebiet in drei Verwaltungseinheiten rücksichtslos auseinandergerissen. Ein Teil ist französische Kolonie geworden, der Rest je zur Hälfte englisches und französisches Mandatsgebiet. Diese willkürliche Zersplitterung hat auch das Verkehrswesen ruiniert und das Ergebnis unendlich vieler deutscher Arbeit und Mühe-

waltung nahezu hoffnungslos vorläufig vernichtet. Was endlich Togo, das kleinste der afrikanischen Schutzgebiete anbelangt, so war dieses Gebiet bei Kriegsbeginn entsprechend seiner bis dahin günstigen wirtschaftlichen Entwicklung relativ weit dichter mit Eisenbahnlinien überspannt als die drei großen Länder. Hier waren 1914 drei Bahnstrecken mit zusammen 327 Kilometer Länge im Betrieb.

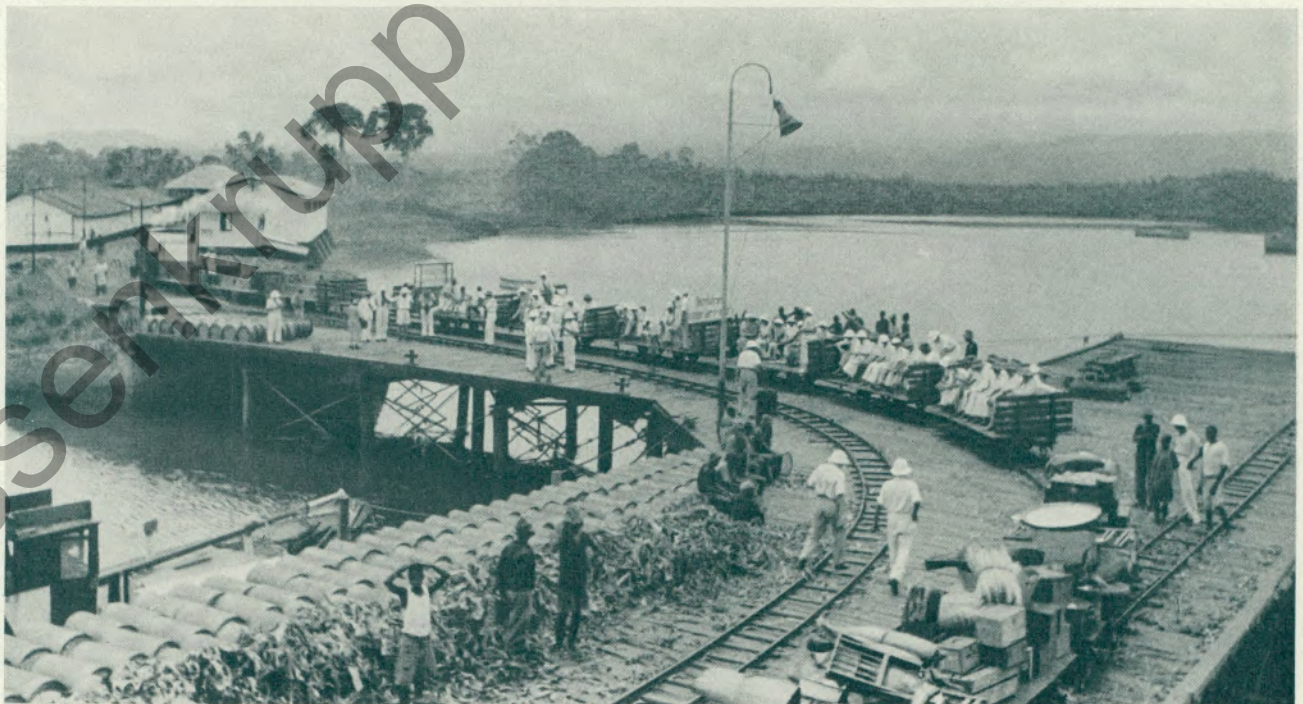
Weitere 300 Kilometer waren damals bereits fest geplant. Auch Togos Eisenbahnnetz ist der Aufteilung dieses Gebietes in einen französischen und in einen englischen Mandatsanteil alsbald schon zum Verhängnis geworden. Weder Franzosen noch Engländer haben sich wesentlich um die Vervollständigung und Vervollkommnung des Bahnnetzes gekümmert. Die Folge davon ist auch hier, daß die durch die willkürliche Grenzziehung teilweise ihres natürlichen Hinterlandes beraubten Eisenbahnlinien heute nicht im entferntesten mehr die wirtschaftliche Bedeutung und Erträge aufzubringen vermögen wie ehemals

unter deutscher Herrschaft. Der Raub unserer Kolonien hat den neuen Besitzern bisher wenig Segen gebracht; sie haben nahezu überall das Wirtschaftsleben empfindlich gestört und die Eisenbahnen in Grund und Boden gewirtschaftet.

Hätte Deutschland seine Kolonien behalten, es sähe heute anders dort aus, auch bei den Eisenbahnen in Afrika! Wir hätten dann auf Grund des eingangs erwähnten Bauprogramms zusammen dort nicht nur ein Netz von mindestens 10 000 Kilometer Kolonialbahnen, sondern bei dem Tempo der weltwirtschaftlichen Entwicklung in den Nachkriegsjahren wären nach zuverlässiger, fachmännischer Schätzung wohl noch mindestens weitere 20 000 Kilometer hinzugekommen.



Ankunft des ersten Zuges in Goma am Tanganjika-See. Lichtbild: Scherl.



Hafen und Bahnhof Liko (Kamerun).

Lichtbild: Reichskolonialbund.



Im Radreifenwalzwerk des Bochumer Vereins für Gußstahlfabrikation.
Neben der „Dortmunder Union“ (vgl. Abb. S. 407) war auch der „Bochumer Verein“ vor dem Kriege maßgeblich an Lieferungen von Baumaterial (Schienen, Weichen und Radsätze) für die deutschen Kolonialbahnlinien beteiligt.

Lichtbild: Kfünstl.

Der Weg zur Tat.

*Wenn du ein Werk beginnst,
Sei froh, doch ernst und still.
Nicht alles, was du träumst und sinnst,
Was du erwägst und auch gewinnst,
Zum Guten führen will.*

*Nur wer sich ganz erschließt
Und sich dem Schaffen schenkt,
Merkt, wo die Schönheit sprießt,
Wo Demut zu der Liebe fließt,
Sich Licht ins Dunkel senkt.*

*Wer Furcht und Zaudern zeigt
Und nicht zur Höhe strebt,
Wer sich dem Schicksal neigt
Und in die Tiefe steigt,
Der hat umsonst gelebt.*

*Das Allerreinste ist
Zum Ziel nicht hoch genug,
Wer seinen Stolz vergißt
Und sich mit Schlechtem mißt,
Kommt nie zum freien Flug.*

*Den letzten Willen her,
Gewälzt den schweren Stein,
Was dir der Glaube ist,
Was du dir selber bist,
Verrät — die Tat allein.*

Johannes Heinrich Braach.



Entnahme einer Stahlprobe im Siemens-Martin-Stahlwerk
der „Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G.“, Bochum.

Bild: A. Pfeil.



Roheiseneinguß im Siemens-Martin-Stahlwerk
der „Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G.“, Bochum.

Sichtbild: Faust.



Rotillenguß im Elektro Stahlwerk
der „Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G.“, Bochum.

Sichtbild: A. Hüfner.

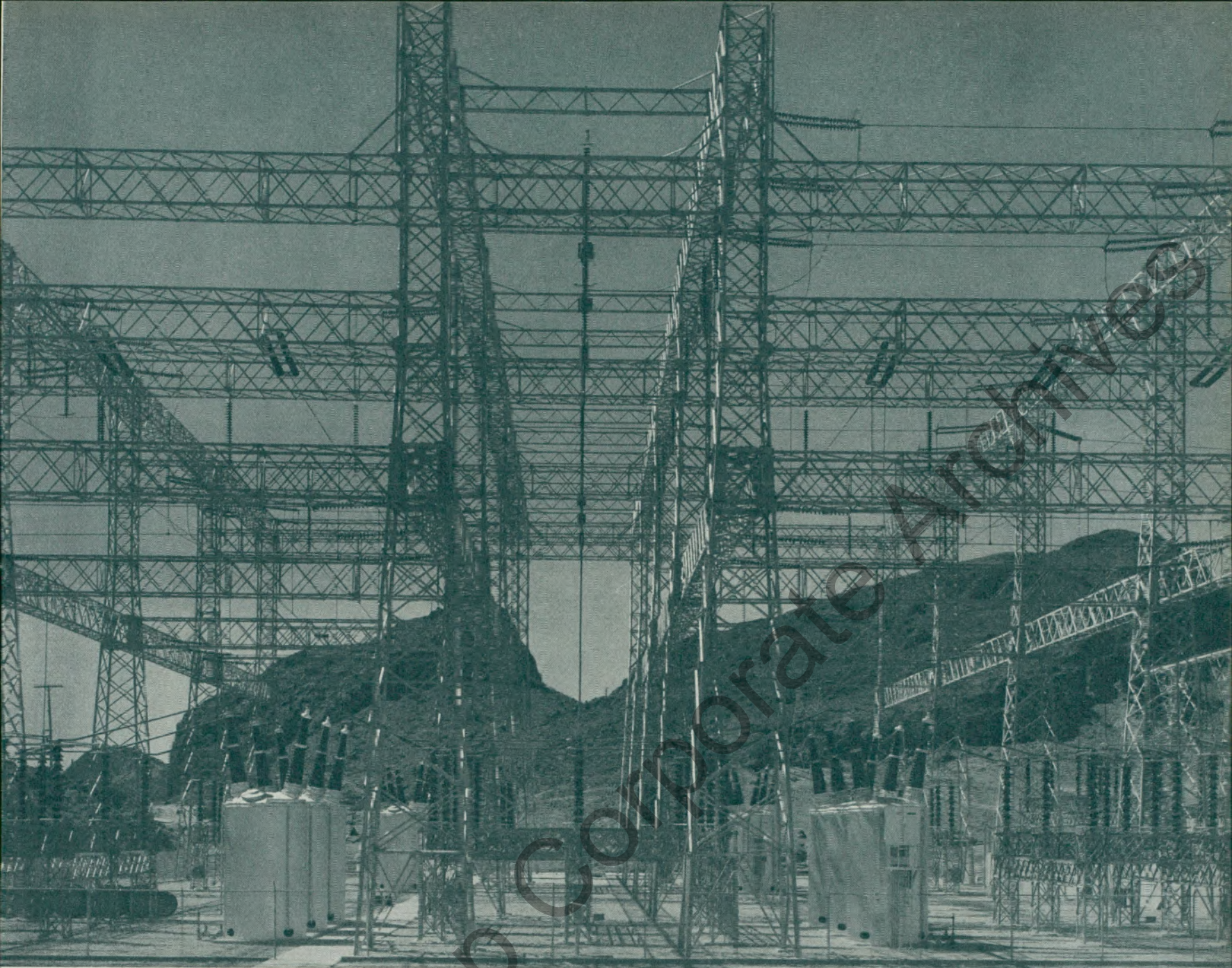


Abb. 12: U.S. Dept. of the Interior (Behrens).

Umschaltanlage für die 400 Kilometer lange 287 500-Volt-Stromleitung
vom Kraftwerk am Boulder-Damm nach Los Angeles.

Stahl-land Amerika.

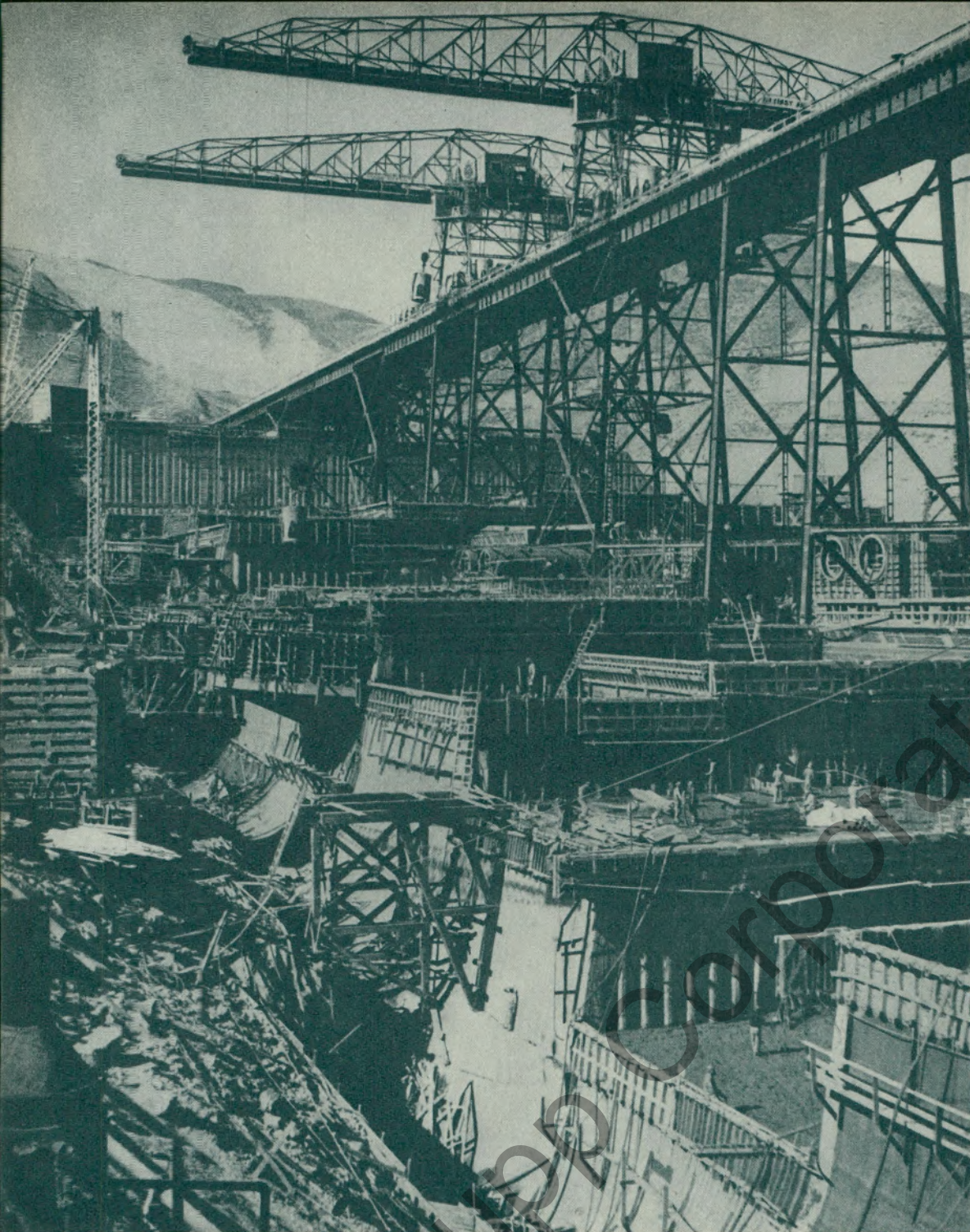
I. Natur und Technik.

Von Otto Behrens.

Schon einmal, im Februartest 1935, brachten wir unter dem gleichen Titel einen Aufsatz, der einen gedrängten Überblick über neue Wege der Stahlverwendung jenseits des „großen Teiches“ gab und besonders auf die eindrucksvolle Vorherrschaft in der Stahlbauweise im Wohnungsbau hinwies, ganz gleich, ob es sich um die Errichtung gigantischer Wolkenkratzer oder um den Serienbau von fabrikfertigen Stahlblechleibwohnungen handelte. In den verflochtenen vier Jahren hat der Werkstoff „Stahl“ sich neue Gebiete erobert, über die unsere nachfolgende Aufzählung berichtet.

138 Staudämme sollen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika innerhalb eines Zeitraumes von drei bis fünf Jahren im Rahmen der sogenannten „Federal Reclamation and Irrigation Projects“ (Bundes-Urbermächungs- und Bewässerungsprojekte) angelegt werden; 64 dieser Dämme wurden bereits errichtet und in Betrieb genommen, 16 befinden sich zur Zeit in Arbeit, und die restlichen Anlagen müssen planmäßig bis 1950 fertiggestellt sein.

Den Anlaß zur Planung und Herstellung dieser riesigen Bauwerke gab vor allem die Notwendigkeit, genügend anbaufähigen Boden für die Ernährung der über 130 Millionen Köpfe zählenden Bevölkerung zu schaffen und gleichzeitig die unermesslichen Schäden wiedergutzumachen, die in den Weststaaten durch den Jahrzehnte hindurch betriebenen, sinnlosen Raubbau an Wald und Flur angerichtet wurden. Schließlich aber sollte Neuland für mehrere Millionen Siedler bereit-



Aus der unberührten
Naturlandschaft wachsen
riesenhafte Bauwerke
aus Beton und Stahl.

Diese Aufnahme vom Bau des
Grand-Coulee-Damms läßt die un-
geheuren Betonquader erkennen, aus
denen sich die Sperrmauer
zusammenfügt.

Bild: U. S. Dept. of the Interior (Behrens).

gestellt werden, eine Aufgabe, welche durch die sprunghaft in die Höhe schnellenden Zahlen der Arbeitslosen nach beschleunigter Ausführung verlangte, um eins der wichtigsten Probleme der Wirtschaft und der Sozialpolitik zu lösen.

Was das veranderte und zu kultivierende Land heute an allererster Stelle braucht, ist Wasser. Ausreichende Bewässerung bildet die grundlegende Voraussetzung zur Wiederherstellung der ursprünglichen Fruchtbarkeit der ihrer Wälder beraubten und von Sandstürmen verwüsteten Agrarbezirke und zur Urbarmachung der noch völlig unerschlossenen Gebiete. Handelt es sich bei letzteren auch zum größten Teil nur um Wüsten, so können diese infolge ihrer ungemein günstigen klimatischen Verhältnisse doch in fruchtbares Land umgewandelt werden, sofern man ihnen die erforderlichen Wassermengen zuführt.

Die Gebirge des Westens sind überaus reich an ergiebigen Quellen und Schmelzwasserabflüssen. Durch das Fehlen von Waldungen, deren Erdreich bekanntlich riesige Mengen

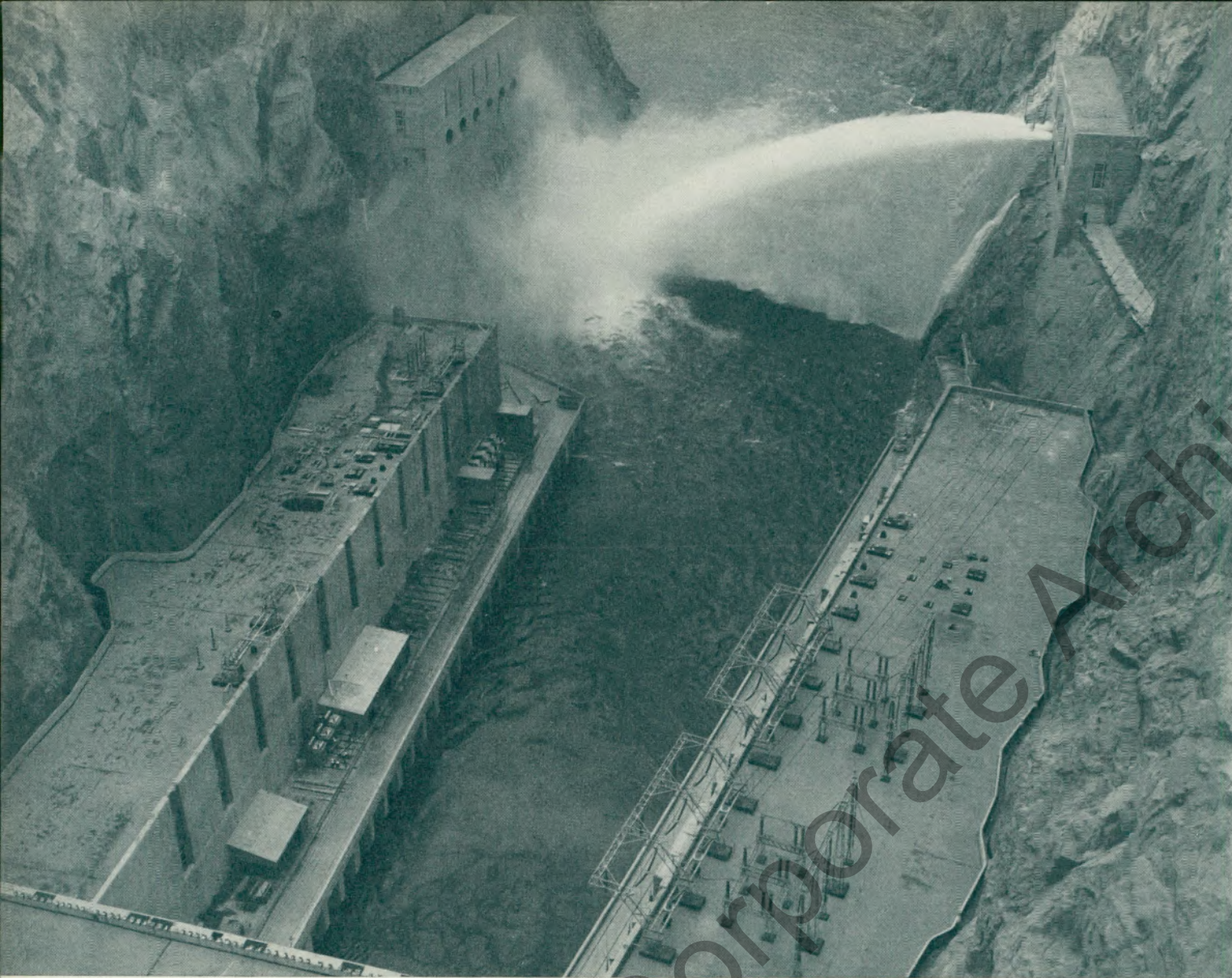
Wasser zu schlucken und aufzuspeichern vermag, fließt das Wasser aus den Bergen mit unverhältnismäßig großer Geschwindigkeit den Strömen zu, die aber zur Zeit der Schneeschmelze und nach langanhaltenden Wolkenbrüchen die ihnen zuströmenden, gewaltigen Wassermengen nicht aufnehmen können und dann jene furchtbaren Ueberschwemmungskatastrophen herbeiführen, durch die in jedem Jahre mehrmals weite Landflächen verwüstet und unermessliche Mengen kostbarer Muttererde von den Ufern abgeschwemmt werden. Um dies zu verhindern und das Wasser dem vertrockneten Boden in den von Wasserläufen nicht berührten Gegenden zuzuführen, mußten Mittel und Wege gefunden werden, um die wertvolle und für die Aufforstung und Urbarmachung des Bodens so dringend erforderliche Feuchtigkeit festzuhalten und in nutzbringende Bahnen zu lenken. Diesen Zweck erreicht man mit Hilfe von Staudämmen. Sie ermöglichen ein Auffangen und Ansammeln von Wasser in großen Stauseen, die eine gleichmäßige Wasserstandshöhe der Flüsse und großen Ströme sicherstellen, mengenmäßig nicht mehr Wasser ab-



Natur und Technik.

Lichtbild: U.S. Dept. of the Interior (Behrens).

Einer der technisch bemerkenswertesten Staudämme ist im Strombett des Columbia River angelegt worden, der Bonneville-Damm. Der Strom besteht hier aus drei Armen. Im Hauptarm wird das Wasser nur angezapft, im zweiten Arm staut es sich vor einem zweiten Damm und wird den Turbinen eines Kraftwerkes zugeführt. Im dritten Arm ist eine Schiffschleuse eingebaut.



Lichtbild: U. S. Dept. of the Interior (Behrens).

Blick von der Sperrmauer des Boulder-Dammes auf das Kraftwerk — das größte der Welt.

Durch 12 Ausläßöffnungen kann das angestaute Wasser dem Strombett zurückgegeben werden. Zwei dieser Öffnungen sind, wie auf der rechten Seite ersichtlich, gerade in Betrieb. Im Vordergrund die hufeisenförmig angeordneten Gebäude des Kraftwerks mit den größten, je nals erbauten Generatoren, Umformern usw.

Rechts: Natur und Technik.

Gesamtansicht des Boulder-Dammes im Strombett des Colorado.

Im Hinter-ground der Stauee, im Mittelgrund (am Fuße des Damms) das auf dem obigen Bild deutlicher erkennbare größte Kraftwerk der Welt.

Lichtbild: U. S. Dept. of the Interior (Behrens).

geben als jeweils benötigt wird und damit eine gleichmäßige Wasserversorgung des Landes gewährleisten.

Die Anlage von Staudämmen erfolgt in Fluß- und Stromläufen, in Tälern und vor allem in Hochtälern, die einen reichen Zufluß aus Gebirgsbächen und Schmelzwasserabflüssen besitzen. Auf diese Weise kann der Wasserstand der Ströme und Flüsse reguliert werden, wodurch sich Überschwemmungen vermeiden lassen und wobei gleichzeitig der Schiffahrt geholfen wird. Ferner kann man aus den Staueen künstliche Wasserläufe, offene Kanäle und Rohrleitungen speisen, um das Wasser durch Gefälle oder Druck überallhin zu leiten, wo es benötigt wird, sei es zu Bewässerungszwecken des Odlandes und bestehender, wasserarmer Kulturen oder zur Trinkwasserversorgung von Siedlungen und Städten in Gegenden, wo die örtliche Wasserbeschaffung auf Schwierigkeiten stößt.

Ein weiterer Zweck der Wasseranstauung ist der der Erzeugung von elektrischem Strom. Die meisten in den Vereinigten Staaten errichteten und noch im Bau befindlichen bzw. geplanten Staudämme sind auf die Auswertung der

Wasserkraft, der „weißen Kohle“, eingerichtet und mit riesigen Turbinenanlagen und Kraftwerken ausgerüstet, die oftmals ganze Provinzen mit Licht- und Kraftstrom versorgen, wobei die für die Baukosten der Dämme aufgewandten außerordentlich hohen Kapitalien mit Hilfe der Stromlieferungseinnahmen amortisiert werden können.

Der Bau neuer Staudämme wird gegenwärtig mit besonderem Hochdruck betrieben, denn die Aufforstung und Neukultivierung sowie Erschließung von Odländ gehören heute zu den wichtigsten Aufgaben der im Rahmen des Roosevelt'schen Arbeitsbeschaffungsprogramms zur Durchführung gelangenden, ungemein großzügigen Jarentkolonisation des Westens, die in der Hauptsache von den Gedanken geleitet wird, viele Millionen beschäftigungsloser Industriearbeiter aus den Oststaaten und das gewaltige Heer der brotlos gewordenen Farmer auf neu gewonnenem Land anzusiedeln.

Ein Land von einer derartigen Ausdehnung wie die Vereinigten Staaten von Amerika — 7839 000 Quadratkilometer umfaßt dieses Gebiet, wobei allein ein Staat, Texas, größer als der Flächenraum Deutschlands ist — er-





Sichtbild: U. S. Dept. of the Interior (Behrens).

Natur und Technik.

Das Dornengestrüpp der kalifornischen Wüste wird von riesigen Kakteen überragt, die mitunter eine Höhe von sechs Meter und darüber erreichen. Dieses Gebiet, dessen Umfang der Größe der Schweiz entspricht, soll jetzt in fruchtbares Land umgewandelt werden, um Obstplantagen anzulegen.

Zwischen den riesigen Kakteen sieht man einen der Bagger, der sich durch diese aus schwarzweißem, pulvertrockenem Dünen sand bestehende Wüste durcharbeiten muß, um das Kanalbett herzustellen.

Rechts erkennt man den ausgebagerten Sand des Kanals, durch welcher ab 1. Januar 1939 Wasser vom Coloradostrom durch Kalifornien geleitet wird, um die Wasserversorgung dieses riesigen Landes sicherzustellen und die Wassermengen heranzuschaffen, die für die Urbarmachung der Wüste erforderlich sind.



fordert naturgemäß auch für technische Anlagen geradezu phantastische Ausmaße. Zahlreiche dieser Staudämme können daher mit Recht als Giganten der Technik bezeichnet werden, wie man sie auf der ganzen Erde nur ein einziges Mal antreffen kann.

Der gegenwärtig noch größte Staudamm der Erde ist der Boulder-Damm im Strombett des Colorado, in jeder Hinsicht ein Wunderwerk der Technik. Die aus Eisenbeton erbaute Sperrmauer ist 240 Meter hoch, 407 Meter lang und 82 Meter breit; sie enthält 4 400 000 Kubikmeter Beton, deren Gewicht man auf rund 7 Millionen Tonnen beziffert. Der Stausee, der auf diese Weise im abgeriegelten Strombett entstanden ist, besitzt eine Länge von 185 Kilometer und einen größeren Umfang als der Bodensee. Vor der Mauer steht das angestaute Wasser normalerweise 180 Meter hoch. Man kann sich daher wohl einen ungefähren Begriff von der geradezu ungeheuerlichen Kraft machen, die das niederstürzende Wasser entwickelt, wenn es durch die Einlaßtürme zu den Turbinen des Kraftwerks oder durch die Umleitetunnel gegen die etwa 100 Meter tiefer liegenden Auslaßtore zum unteren Strombett strömt. Der Druck des Wassers ist derart gewaltig, daß es unmöglich war, das abzuleitende Wasser durch mit Zement verkleidete Felsentunnel oder Rohrleitungen aus stärkstem Beton zu führen; das Wasser würde die Verkleidungen der Felswände in kürzester Zeit abreißen und die Betonrohre ohne weiteres sprengen. Man mußte daher sowohl im Freien als auch in den Felschächten der Uferberge sämtliche Ableitungen aus Stahlrohr herstellen. Aber auch hierbei konnte man nicht willkürlich verfahren. Druckstärke und Geschwindigkeit des Wassers erzeugen einen beträchtlichen Wärmegrad und somit ein bestimmtes Ausdehnungsbestreben, auf das Rücksicht zu nehmen war. Es erwies sich als zweckmäßig, den Durchmesser der Stahlrohre nicht größer als 9,15 Meter und die Stärke der Wandung nicht geringer als 7 Zentimeter zu wählen. Von diesem Stahlrohr wurden insgesamt 22 000 Meter verbraucht.

Nabezu unvorstellbar sind die Mengen an Stahl, die der Damm verschlungen hat, der sozusagen als Kern ein riesiges Stahlskelett besitzt, das stöckwerkartig wie ein Wolkenkratzer aufgebaut worden ist. Allein die Betontemperiervorrichtung, die erforderlich ist, um die Zementmasse vor Spannungsrissen zu schützen, welche durch wechselnde Temperatureinflüsse drohten, erforderte den Einbau von mehreren hunderttausend Metern Stahlrohr von 3,5 Zentimeter Durchmesser. Insgesamt sollen jedenfalls beim Bau des Boulder-Damms 62 168 Tonnen Stahl verarbeitet worden sein.

Von den in den Nachkriegsjahren in den Vereinigten Staaten erbauten 64 Staudämmen sind 23 mit Turbinen bzw. Kraftwerken ausgerüstet worden. Diese Anlagen erzeugen insgesamt 19 1/2 Millionen Kilowattstunden pro Tag.

Das größte dieser Elektrizitätswerke, das seine Energien der „weißen Kohle“ verdankt, ist das erst vor wenigen Monaten in Betrieb genommene Kraftwerk am Boulder-Damm. Das am Fuße der Sperrmauer hufeisenförmig angelegte Gebäude enthält für die Stromerzeugung folgende Einrichtungen: fünfzehn 115 000-PS-, zwei 55 000-PS- und zwei 3500-PS-Turbinen (= 1 835 000 PS), fünfzehn Generatoreinheiten von je 82 500 Kilovoltampere

Der Kanal als Autobahn.

Nach dem Ausbaggern muß das zukünftige Kanalbett mit Beton ausgeschlagen werden, um ein Versickern des Wassers zu verhindern. Bis zur Fertigstellung kann der Kanal, der 4 Meter tief, am oberen Rand 16 Meter und auf der Sohle 6,5 Meter breit ist, noch als Autobahn benutzt werden.

Sichtbild: Metropolitan Water Distr. (Behrens).

(die größten der Welt!), zwei Generatoreinheiten von je 40000-Kilovoltampere und zwei 3000-Kilovoltampere-Einheiten. Die Jahreserzeugung dieser Anlage beträgt 4,3 Milliarden Kilowattstunden, was einer Tagesleistung von etwa 11863014 Kilowattstunden entspricht, mehr als die Hälfte der gesamten Stromerzeugung an allen Staudämmen Nordamerikas. — Eine Hochspannungsleitung von 400 Kilometer Länge mit mehreren tausend Stahlträgern leitet den Strom von 287500 Volt zu 1200 Ampere über mehrere Gebirgszüge und durch die Wüste nach Los Angeles.

Eine weitere Anlage im Boulder-Kraftwerk dient zwei riesigen Kanalbauten, die Koloradowasser nach Kalifornien leiten. Auch hier muß man wieder den Unternehmungsgeist der Amerikaner bewundern, die der schwierigsten Probleme Herr werden, wenn es sich darum handelt, die Natur mit Hilfe der Technik überall dort zu bezwingen, wo der Nutzbarmachung des Bodens Widerstände gegenüberstehen. In einem Falle handelt es sich um die südkalifornische Wüste, deren Ausdehnung dem Umfang der Schweiz entspricht. Dieses Gebiet, das keinen Herbst und keinen Winter kennt und durchschnittlich 335 Sonnentage im Jahr zählt, könnte genau so fruchtbar wie die übrigen Teile des Landes sein, die durch ihre Obstplantagen weltberühmt sind. Dieses Ziel will man jetzt dadurch erreichen, daß die ganze Wüste zunächst einmal unter Wasser gesetzt und dann systematisch kultiviert wird. Um die künstliche Wasserversorgung jetzt und für alle Zeiten sicherzustellen, baut man vom Kolorado River einen 1300 Kilometer langen Wasserlauf, den „All American Canal“, der seinen Weg über steile Gebirgszüge und durch die Wüste von Arizona nimmt und hierbei eine Strecke zurücklegt, die der Bahnlinie Berlin-Basel-Mailand gleichkommt. Um die zahlreichen Bergketten zu überwinden, muß das Koloradowasser mit Hilfe von elf riesigen Pumpanlagen etwa 1400 Meter hoch gehoben werden, wobei es also in riesigen Stahlrohren sozusagen „bergan läuft“. Tunnel von insgesamt 136 Kilometer Länge leiten das Wasser durch die höchsten Erhebungen des Randgebirges, und wo Wüstensand ist, muß das Kanalbett ausbetoniert und überdeckt werden, damit das Wasser nicht im Boden versickert



und verdunstet. — Eine ähnliche Anlage stellt der „Metropolitan Aqueduct“ dar, der von nahezu gleicher Länge ist und der Trinkwasserversorgung von Los Angeles dient. Hier läuft das Koloradowasser größtenteils durch Rohrleitungen, nachdem es ebenfalls mehrere Pumpwerke passiert hat und

Ein Kanal fließt durchs Gebirge...

(Bild oben.)

Wo die Tunnelleitung aus der Felswand hervortritt, beginnt ein betonierter Kanal, der durch riesige Rohre überdeckt wird, damit das Wasser unter der glühenden Sonne nicht verdunstet. Eine Betoniermaschine stellt die Betonsohle und die Seitenwände her.

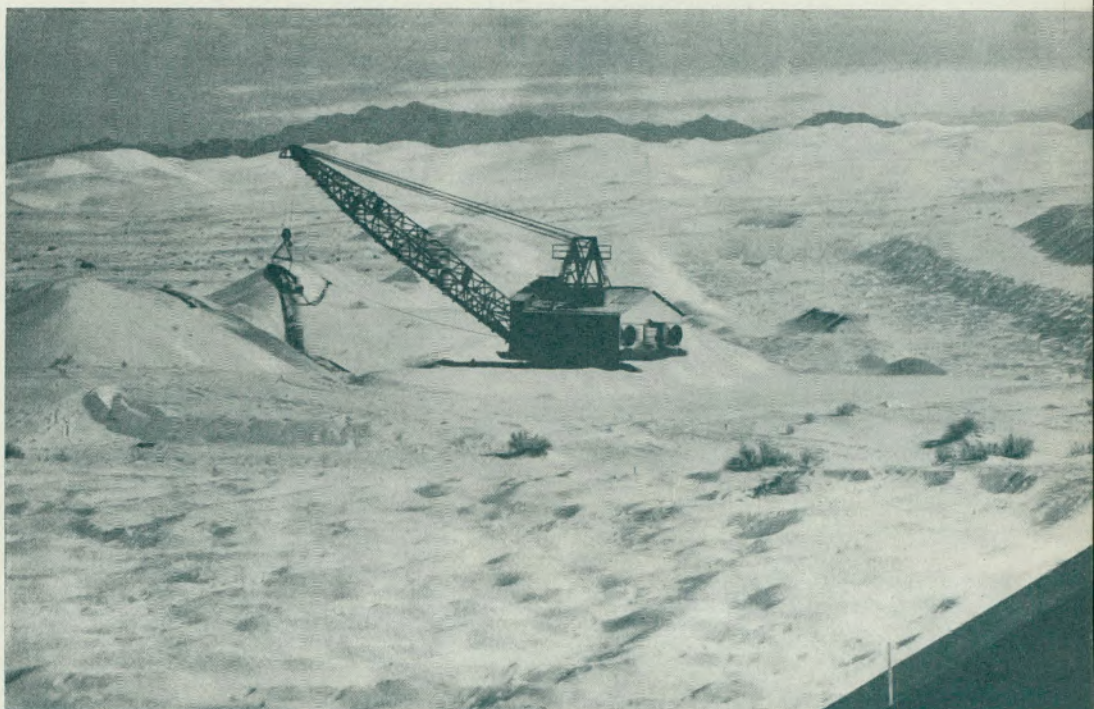
Lichtbild: Metropolitan Water Distr. (Behrens).

... und durchquert die Wüste.

(Unteres Bild.)

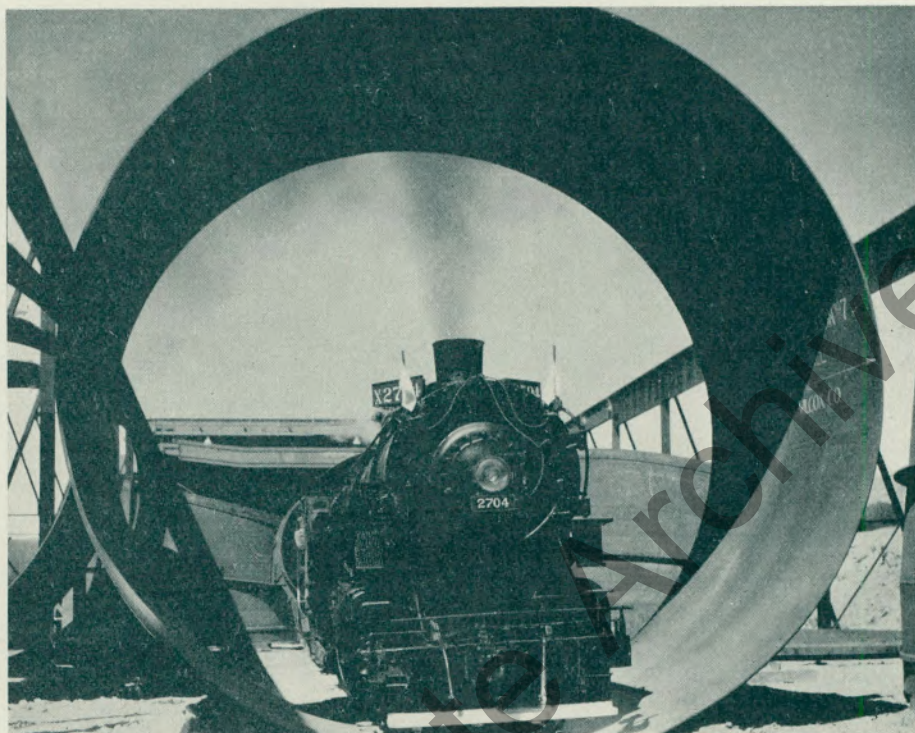
Wanderdünen und schneeweißer Flugsand bereiten den Technikern in der südkalifornischen Wüste bei der Anlage des Kanalbettes die denkbar größten Schwierigkeiten. Zehn Meter tief muß das Bett von den Baggern ausgeschürft werden.

Lichtbild: U. S. Dept. of the Interior (Behrens).



Die für die Umleitung des durch eine Sperrmauer angestauten Wassers erforderlichen Stahlrohre haben einen Durchmesser von 16 Meter und lassen eine Lokomotive hindurchfahren.

Lichtbild: U. S. Dept. of the Interior (Behrens).



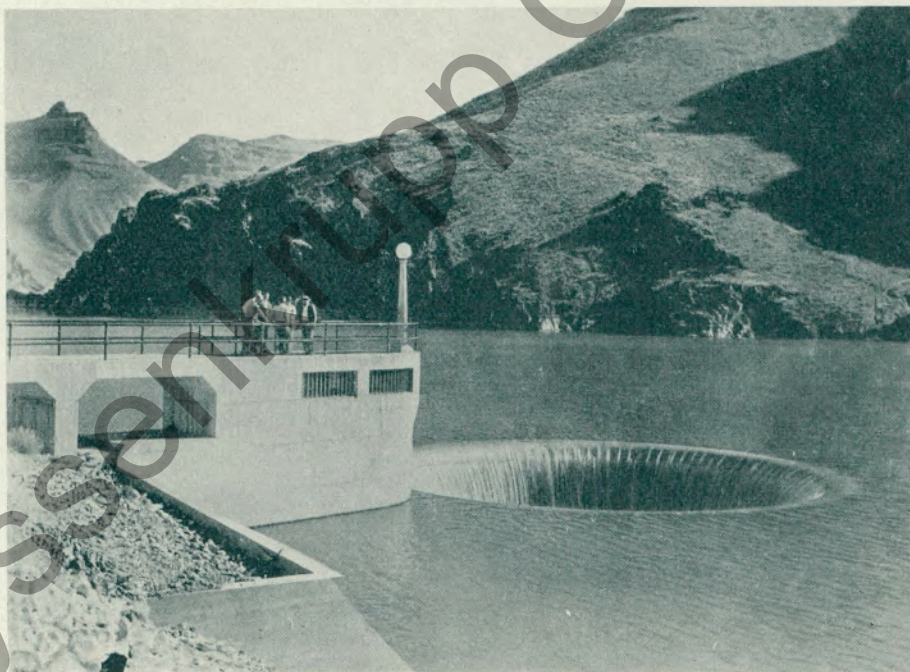
durch große Kläranlagen hindurchgeführt worden ist. Die Pumpwerke beider Kanäle werden nun vom Kraftwerk am Boulder-Damm mit Kraftstrom versorgt, womit dieses eine ungemein wichtige Aufgabe erfüllt. Die Baukosten des Kraftwerks und seiner Einrichtungen beliefen sich auf 38 Millionen Dollar. „All American Canal“ und „Metropolitan Aqueduct“ sind noch im Werden. Ersterer soll 220 Millionen und letzterer 260 Millionen Dollar verschlingen. Während die Verteilerrohre des Bewässerungszweckes dienenden „All American Canal“ größtenteils aus Zement hergestellt werden, wird das Trinkwasser im „Metropolitan Aqueduct“ durchweg durch Stahlrohre laufen, nachdem es die Filter passiert hat. Der Stahlverbrauch beträgt insgesamt 268 000 Tonnen. Für die Hochspannungsleitungen vom Kraftwerk am Boulder-Damm waren 180 000 Kilogramm Kupfer erforderlich.

Diese gigantischen Ausmaße der Anlagen am Boulder-Damm werden sehr bald durch noch bei weitem größere technische Leistungen überboten sein. Im Staate Washington, am Zusammenfluß des Grand Coulee und Columbia River, wird gegenwärtig ein Staudamm errichtet, der die Bezeichnung „Grand Coulee-Dam“ erhält und 1940 seiner Bestimmung, Kraftstromerzeugung, Wasserstandsregulierung und Schiffbarmachung des Stromes und seiner Nebenflüsse, übergeben werden soll. Nebenstehende Gegenüberstellung zeigt

seine Größenverhältnisse im Vergleich zu den bisherigen „Rekord“-Mäßen des Boulder-Damms:

	Boulder-Damm	Grand-Coulee-Damm
Höhe der Sperrmauer	240 m	183 m
Länge der Sperrmauer	407 m	1 450 m
Breite der Sperrmauer	82 m	165 m
Betonverbrauch	4 400 000 cbm	10 282 500 cbm
Stahlverbrauch	62 168 t	83 608 t
Umfang des Stausees	545 qkm	606 qkm
Leistung des Kraftwerks	1 835 000 PS	2 700 000 PS
Baukosten (Damm, Kraftwerk und Zubehör)	165 Mill. Dollar	220 Mill. Dollar

(Die geringere Höhe des Grand-Coulee-Damms wird durch die übrigen Ausmaße bei weitem überboten.)



Lichtbild: U. S. Dept. of the Interior (Behrens).

Ein Loch im Wasserspiegel?

Nein, sondern ein ganz natürlicher Vorgang — nämlich das Zuleitungsrohr zu den Turbinen in einem Stausee; das vor der Mauer angestaute Wasser strömt in diesen Einlasturm und setzt durch seine gewaltige Fallkraft eine Kraftstromerzeugungsanlage in Betrieb.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, eine weitere Anzahl Staudämme aufzuführen. Um sich einen Gesamtbegriff zu machen, genügt es, obige Zahlen zu wissen; denn teilt man sie beim Boulder-Damm durch 3 und multipliziert man sie mit der Zahl der bis heute fertiggestellten Dämme, 64, so erhält man nach einer Angabe des amerikanischen Innenministeriums ungefähr die Gesamtmenge der verarbeiteten Baustoffe; es wären demnach etwa 1 326 272 Tonnen Stahl in 64 Staudämmen enthalten. Natürlich macht diese Zahl keinen Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit, aber bei dem ständig schwankenden Bild der im Bau begriffenen Dämme sind genaue Angaben nicht erhältlich.

Interessant ist jedenfalls, daß die eingangs erwähnten enormen Schäden, die dadurch entstanden sind, daß der Mensch zu gewaltsam in den Haushalt der Natur eingegriffen hat, mit Hilfe der Technik wiedergutmacht werden sollen, wobei die Staudämme eine bedeutende Rolle spielen.

Die Kundschau

Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Braucht Deutschland wirklich Kolonien?

Von Dr. Richard Prenzel.

Aus „Braune Wirtschafts-Post“, Berlin.

Deutschland fordert die Rückgabe seiner ihm durch die früheren Alliierten vorenthaltenen Kolonien aus Gründen der nationalen Ehre, aus dem Verlangen nach moralischer Wiedergutmachung des durch die koloniale Schuldfrage ihm angetanen Unrechts, aus allgemeinerpolitischen und bevölkerungspolitischen Gründen, aus dem Wunsch, zu der Aufwärtsentwicklung von Wissenschaft und Kultur beizutragen und schließlich aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Der Deutschland in dem überbevölkerten Europa zustehende Lebensraum ist so knapp geworden, daß die Erweiterung seines Lebensraums in Übersee eine Lebens- und Daseinsfrage für das deutsche Volk bedeutet.

Hauptsächlich in der wirtschaftlichen Zukunftsentwicklung begründet und durch Zukunftspläne (auch solche verkehrstechnischer Art und militärischer Sicherung) veranlaßt, erschien es bald nach dem Ausbruch des Weltkrieges den Alliierten als eine der wichtigsten Maßnahmen, sich durch Geheimabmachungen (im Jahre 1916) einen Anteil an dem deutschen Kolonialbesitz zu sichern. Das in scheinheiliger Durchführung der 14 Wilsonschen Punkte eingeführte Mandatensystem sollte die eigentliche Inbesitznahme lediglich verschleiern und darüber hinwegtäuschen, daß die selbst von Amerika in den offiziellen Erklärungen der Wilsonschen Punkte anerkannten berechtigten Ansprüche Deutschlands auf Zugang zu den tropischen Rohstoffen und auf ein Gebiet für seinen Bevölkerungsüberschuß völlig mißachtet wurden.

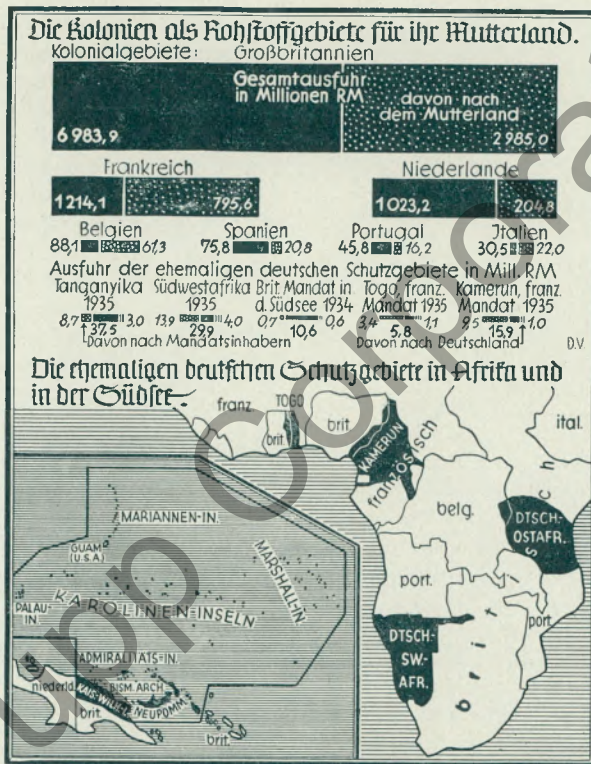
Nun wird gelegentlich die Frage gestellt, ob denn Deutschland durch seine Kolonien eine nennenswerte Entlastung aus seinen wirtschaftlichen Schwierigkeiten erwarten kann. Für die Beurteilung kann weder die koloniale Vorkriegsentwicklung, die unter keinem besonderen Zwang der Auswertung stand, noch die Nachkriegsentwicklung, da die die Verwaltung ausübenden Mandatsmächte sich den wirtschaftlichen Aufschwung der ihnen anvertrauten Gebiete nicht besonders angelegen sein ließen, als

Maßstab herangezogen werden. Achtunggebierend war bereits die Steigerung der Außenhandelsumsätze von 46 Mill. RM. im Jahre 1898 auf 319 Mill. RM. im Jahre 1913, also eine Versechsfachung in

15 Jahren geruhfamer Entwicklung. Es besteht kein Zweifel, daß allein die afrikanischen Kolonien bei einer fünffachen Flächenausdehnung gegenüber dem Mutterlande eine ungeheure Fülle von Produktionsmöglichkeiten landwirtschaftlicher und bergbaulicher Art, namentlich unter Berücksichtigung der technischen Fortschritte, bieten. Sachverständige haben die Auswertungsmöglichkeiten (das wirtschaftliche Potential) nach nur einigen Jahren Anlaufzeit auf 500 bis 600 Millionen RM. pro Jahr geschätzt und hierbei auch nur die bereits jetzt erkennbaren Möglichkeiten in Betracht gezogen. Ohne auf die Bedeutung unserer Kolonialgebiete für die Rohstoffbeschaffung im einzelnen einzugehen, sei nur erwähnt, daß der deutsche Getreidebedarf durch den Anbau von Delfrüchten in erheblichem Umfang gedeckt werden könnte; allein Kamerun könnte den Bedarf an Kautschuk auf Grund der dort zur Verfügung stehenden geeigneten Flächen voll befriedigen. Auch nicht annähernd lassen sich die Zukunftsaussichten bei weiteren Fortschritten der Technik, der Agrarwissenschaft und der Wissenschaft allgemein abschätzen. Der für die Folgezeit nur noch steigende Rohstoffbedarf der deutschen Volkswirtschaft verlangt alle vorsorglichen Maßnahmen, um durch Inbesitznahme ausreichenden Bodens in den unerschlossenen Ueberseegebieten den Anteil Deutschlands an den künftigen Reichtümern der Erde genügend zu sichern.

Deutschland braucht seine Kolonien aber auch für den Absatz seiner hochwertigen Waren. Bei den bestehenden Schwierigkeiten des Exports

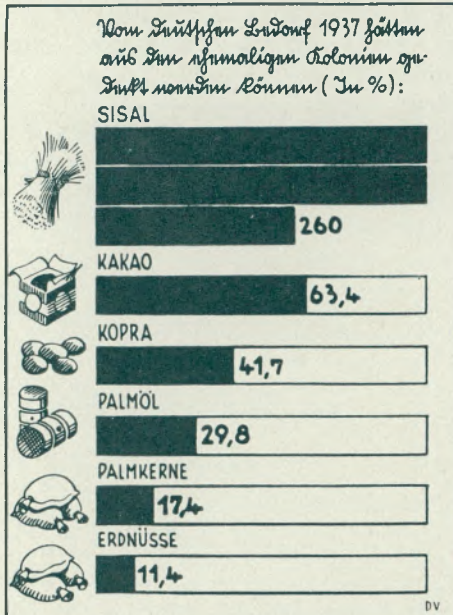
nach fremden Ländern bieten sich nach Rückgabe der Kolonien außerordentlich günstige Entwicklungsmöglichkeiten. Es würde nicht nur eine Umkehrung des bisherigen Zustandes eintreten, bei dem nämlich das Ein-



Deutschlands Recht auf Kolonien.

Deutschlands Anspruch auf Rückgabe seiner Kolonien und damit die Wiedergutmachung eines am deutschen Volke begangenen Unrechts durch die Verfasser des Versailler Diktates sind vom Führer und Reichskanzler so energisch gefordert worden, daß man überall in der Welt einsehen mußte, daß dieses Problem nun endgültig gelöst werden muß. Das Bild zeigt, welche Bedeutung der Kolonialbesitz für die übrigen Kolonialmächte der Erde hat. Es zeigt aber auch genau so deutlich, daß die Deutschland geraubten Mandatsgebiete wirtschaftlich für die Mandatsinhaber neben ihrem eigenen großen Kolonialbesitz keine Bedeutung haben. Deutschland aber wüßte mit diesen Mandatsgebieten etwas anzufangen, und deshalb mußte Deutschlands Recht auf seine Kolonien anerkannt werden, zudem es ja niemand in der Welt mehr gibt, der die Gründe, die in Versailles vorgebracht wurden, heute noch aufrechterhält.

„Wertlose“ Kolonien



Die ehemaligen deutschen Kolonien als Rohstoffbasis.

Der deutsche Bedarf an Sisalhaut im Jahre 1937 hätte durch die Ausfuhr der ehemals deutschen Kolonien zu nicht weniger als 260 % gedeckt werden können. Deutschland hätte also nicht nur seinen eigenen Bedarf voll befriedigen können, sondern hätte noch eineinhalbmal soviel an andere Länder abgeben können, wenn ihm seine Kolonien zurückgegeben würden. Dabei ist zu beachten, daß es Deutschland gewesen ist, das die Sisalkultur in Deutsch-Ostafrika überhaupt erst eingeführt hat. Der deutsche Kakaobedarf könnte zu 63,4 %, der Bedarf an Kopra zu 41,7 %, an Palmöl zu 29,8 %, an Palmkernen zu 17,4 %, an Erdnüssen zu 11,4 % gedeckt werden, ganz abgesehen von der durchaus nicht unwichtigen bergbauartigen Produktion unserer Kolonien. Lieferte doch beispielsweise allein Neu-Guinea 20,9 Millionen Reichsmark Gold im Jahre 1937, Deutsch-Ostafrika 6 Millionen Reichsmark Gold.

Der Handel folgt der Flagge“ würde seine volle Geltung bekommen. Es würde indessen darüber hinaus mit der planmäßigen Ausschließung der Rohstoffquellen in großem Stil und mit nationalsozialistischer Latkraft alsbald infolge des gewaltigen Investitionsbedarfs an Gütern aller Art (nicht nur zur technischen Erschließung des Landes, sondern auch zur Ausstattung der Kolonie mit modernen Verkehrsmitteln sowie neuzeitlichen sozialen und hygienischen Einrichtungen) eine Warennachfrage eintreten, die in ihren Ausmaßen die Wirtschaft des deutschen Heimatlandes auf das günstigste anregen und beeinflussen würde. Diese neuen und großen Absatzgebiete würden eine beträchtliche Stetigkeit des Bedarfs gewährleisten; sie würden andererseits durch den zollpolitischen, wirtschaftspolitischen sowie währungsmäßigen Anschluß an das Heimatland den Schwankungen am Weltmarkt sowie den Einwirkungen anderer Länder zum großen Teil entzogen sein. Insbesondere erscheint wichtig, daß die Warennachfrage seitens der Kolonien gerade auch nach künftigen Zurücktreten des Aufrüstungsbedarfs eine Sicherheit für den Fortbestand und die ökonomische Auswertung des hohen Beschäftigungspotentials der deutschen Wirtschaft darstellen wird.

Also braucht Deutschland wirklich seine Kolonien. Ihre Rückgabe würde indessen nicht nur in Deutschlands Interesse erfolgen. Es liegt auch im wohlverstandenen eigenen Interesse der unsere Kolonien noch immer festhaltenden Staaten, dieser an und für sich schon „besitzenden“ Nationen, den einzigen besitzlosen Großstaat an der Auswertung der Güter und Schätze der Erde in vollem Umfang und gleichberechtigt teilnehmen zu lassen. Die Behebung der Raum- und Rohstoffnot ist bei der Vitalität der aufstrebenden deutschen Nation und Rasse für diese nicht nur eine Lebensfrage, sondern zugleich der beste Garant für die friedliche Fortentwicklung der Menschheit.

Kamerun — Stand und Zukunft einer Kolonie.

Von Dipl.-Volkswirt Georg Braun.

Aus „Wirtschaftsdienst“, Hamburg.

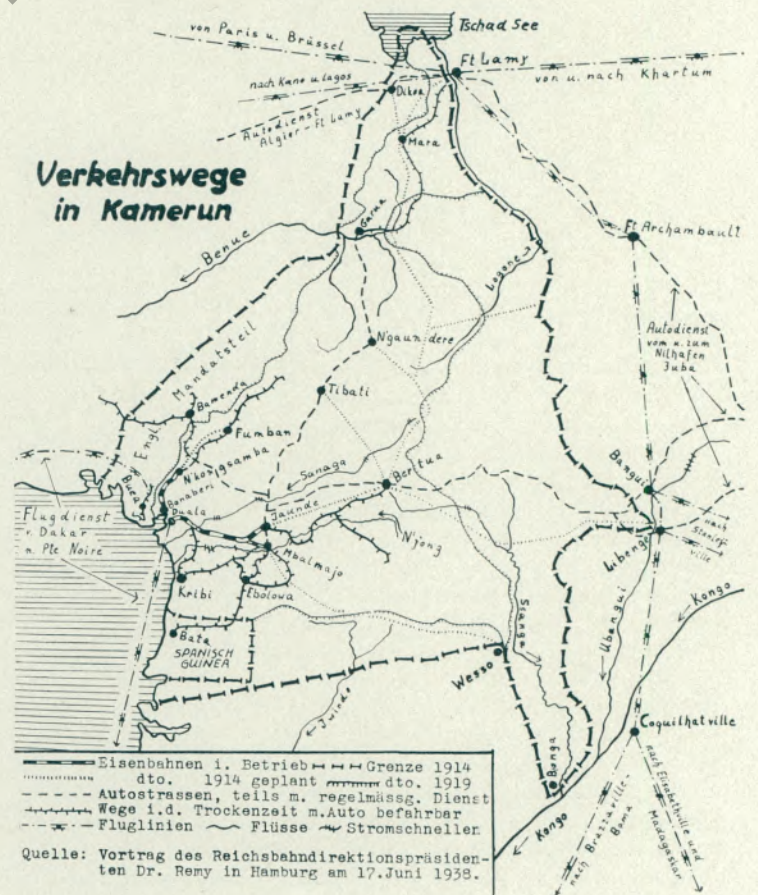
Jeder Betrachtung der wirtschaftlichen Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in der Nachkriegszeit ist immer wieder die Tatsache voranzustellen, daß nicht wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern politische Willkür für Errichtung und Verteilung der Mandate bestimmte. Hieraus erklärt sich auch das mangelnde Tempo in der Fortsetzung der deutschen Erschließungsarbeit in den heute unter Mandats Herrschaft stehenden deutschen Schutzgebieten. Es steht fest, daß die Ungewissheit der künftigen politischen Zugehörigkeit sowohl die koloniale wirtschaftliche Planung als auch die private Investitionsneigung hemmte.

Erst seit etwa drei bis fünf Jahren hat im französischen Mandatsgebiet von Kamerun eine starke kolonialwirtschaftspolitische Aktivität eingesetzt. Sie beruht hauptsächlich auf drei Gründen: 1. zeigte die Weltwirtschaftskrise Frankreich die große Bedeutung von Kolonialgebieten als Konjunkturreserve; 2. ergaben die verschiedenen Abwertungen in Frankreich durch Verteuerung der Einfuhr ein Anwachsen des Passivsaldo, da die Ausfuhr sich nicht entsprechend erhöhte, und gleichzeitig hiermit das Aufkommen eines Devisenproblems; dies führte wiederum zur Verstärkung des Handelsaustausches mit währungsgleichen Besitzungen und zur kolonialen Betätigung; und 3. erscheint die erhöhte private und staatliche Investitionstätigkeit in Kamerun im Augenblick als eine direkte Folgewirkung des verstärkten deutschen Kolonialanspruchs. — Ähnliche Erscheinungen spielen auch im englischen Mandatsgebiet von Kamerun eine Rolle.

Das Bild der nachfolgend gezeichneten Entwicklung von Deutsch-Kamerun seit 1919 ist ausgerichtet an der bisher durch die Mandatare bewirkten kolonialpolitischen Arbeit und den vorhandenen natürlichen Produktionsmöglichkeiten.

Verkehr.

Der Ausbau der Verkehrswege stößt entsprechend dem Gebirgs- und Urwaldcharakter Kameruns auf außerordentliche Schwierigkeiten. Die



zahlreichen Flüsse werden besonders im Unterlauf vielfach durch Wasserfälle unterbrochen, deren hydroelektrische Nutzung große Möglichkeiten birgt. Durch den Erwerb Neu-Kameruns verschaffte sich Deutschland einen verkehrsmäßigen Anschluß an die besser schiffbaren Stromgebiete des Kongo und Ubangi. Eine durchgehende, alle Teile Kameruns umfassende Erschließung ist jedoch nur durch den Bau von Eisenbahnen und Straßen möglich. Dabei haben die Eisenbahnen — zur Beförderung der Massengüter, aus denen die Produkte Kameruns hauptsächlich bestehen — als Rückgrat und die Straßen als Zubringertwege zu dienen. Die deutschen Pläne sind, vor allem hinsichtlich des Bahnbaus, wie ein Blick auf die Verkehrskarte zeigt, nicht entfernt verwirklicht worden. Im französischen Mandatssteil sollen etwa 6000 km. Autostraßen vorhanden sein. Die Urteile über diese hauptsächlich durch Feststampfen von Lehm entstandenen — also keine Kunstbauten darstellenden — Straßen, insbesondere über ihre Befahrbarkeit in der Regenzeit, gehen (vgl. Kemner, Rohrbach, Ward, Remy usw.) weit auseinander. Fest steht aber auf jeden Fall, daß in der Regenzeit das Fortkommen auf diesen — übrigens primär aus strategischen und nicht wirtschaftlichen Gründen gebauten — Straßen nur langsam vor sich geht. Von der englischen Verwaltung geschieht zur verkehrsmäßigen Erschließung überhaupt nichts. Englische Beamte, die nach Bamenda wollen, müssen die französischen Verkehrswege benutzen! Der Handel des französischen Teils von Nord-Kamerun wird heute über Garua, den Venue im Anschluß an die ostnigerische Bahn nach Port Harcourt geleitet, denn die Straße Jaunde—Garua ist nicht während des ganzen Jahres befahrbar. In Garua arbeiten dementsprechend auch nur englische und nicht eine einzige französische Firma.

Praktisch unerschlossen ist auch infolge des mangelnden Ausbaus der Verkehrswege das Hochland von Adamaua. Dieses Gebiet hat infolge seiner guten Böden (Eignung für Anbau von Baumwolle, Fehlen der Zetsesfliege [Biehzucht]) die größten Möglichkeiten in der Zukunft. Zudem können sich auf Grund der heutigen wissenschaftlichen und praktischen Erkenntnisse der Tropenhygiene durch entsprechende organisatorische Maßnahmen Weiße hier gut aufhalten.

Produktionsbedingungen.

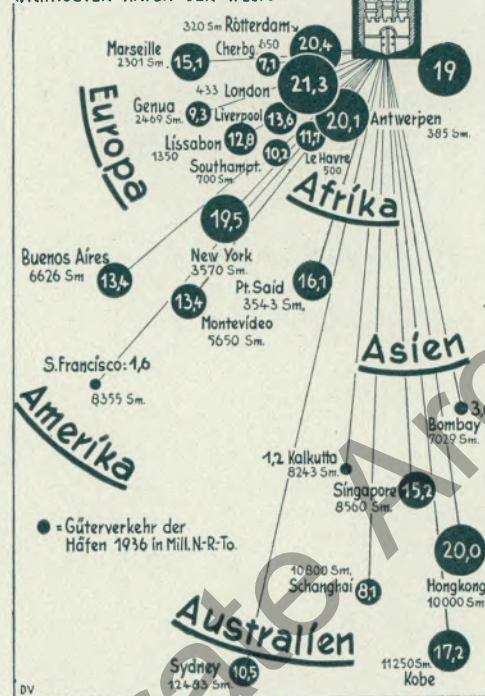
Die Gestaltung der Produktionsbedingungen spiegelt sich in der Entwicklung des Außenhandels wider. Grundsätzlich ist herauszustellen, daß in den letzten 20 bis 30 Jahren die Basis der Erzeugung in Kamerun stark verbreitert werden konnte und eine Abkehr von der Sammelwirtschaft (Kautschuk, Palmkerne) zum systematischen Anbau, sowohl der Eingeborenen- als auch der Plantagenkulturen, zu beobachten ist. Demgegenüber hat sich auch der Anteil der einzelnen Produkte an der Gesamtausfuhr verschoben. Dabei ergibt sich für das französische Mandatsgebiet eine stärkere Förderung der Eingeborenen- und im englischen Teil eine vorherrschende Tätigkeit in der Pflanzungswirtschaft. Außerdem ist in den letzten Jahren als neuer Faktor der Bergbau hinzugekommen.

Unter den Produkten der Eingeborenenkulturen hat besonders die Erzeugung von Kakao zugenommen. Der Anbau von Konsumkakao durch die Eingeborenen wird von der Verwaltung, ähnlich wie von der schon in deutscher Zeit eingeführten Kakaoinspektion, durch Qualitätskontrolle, Samenverteilung, Auswahl geeigneter Schattenspender usw. gefördert. Ähnliches gilt für die auch gleichzeitig als Nahrungsmittel dienenden Erdnüsse (ihre noch mögliche Bedeutung erhellt am Beispiel Nigeriens), Sesam und Mais. Dem Baumwollanbau stehen nach Durchführung geeigneter organisatorischer Maßnahmen (Sortenzüchtung u. dgl.) vor allem in Adamaua — wo nach Rohrbach „viel mehr für Baumwolle brauchbare Böden, als Hände ihn bearbeiten zu können“ vorhanden sind — außerordentliche Möglichkeiten offen. — Die Maßnahmen der Mandatsverwaltung zur Viehsuchenbekämpfung und damit zur gebesserten Exportfähigkeit des Viehs und der Viehprodukte hatten bisher nur geringen Erfolg.

Die Pflanzungswirtschaft hat sich insbesondere dank der Tätigkeit der deutschen Gesellschaften im britischen Mandatssteil entwickelt. Hier werden neben Bananen — deren Erzeugung relativ klima- und krisenfest ist — auch Ölpalmen, Kautschuk und Kakao angebaut. Bananen (deren

WELTHAFEN HAMBURG,

UND SEINE ENTFERNUNG VON DEN WICHTIGSTEN HÄFEN DER WELT:



Hamburg, das deutsche Tor zur Welt.

Hamburg, die drittgrößte Stadt des Reiches, ist heute der viertgrößte Hafen Europas und steht unter den Welthäfen an sechster Stelle. Nur London, Antwerpen, Rotterdam, Hongkong und New York haben noch einen etwas größeren Warenumschlag aufzuweisen als das deutsche Tor zur Welt. Auch das ist ein Beweis dafür, daß die deutsche Wirtschaft trotz aller Bemühungen, sich mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln selbst zu versorgen, bestrebt ist, die Verbindung zur Welt aufrechtzuerhalten. Es beweist aber auch, daß man immer mehr in der Welt einfließt, daß nur derjenige Waren kaufen kann, dem Waren abgekauft werden. Der Rückgang des Welthandels infolge des Konjunkturrückganges in den Vereinigten Staaten und in den damit zusammenhängenden Wirtschaftskreisen wird die Stellung Hamburgs innerhalb der Welthäfen noch verbessern, da die deutsche Wirtschaft bemüht ist, die Stellung auf dem Weltmarkte noch zu verstärken.

Ausfuhr durch Exportprämien und Einrichtung von Nachttransporten auf der Nordbahn gefördert wird), Tabak (bei Jaunde auf deutscher Pflanzung) und Kaffee herrschen in der Pflanzungswirtschaft des französischen Mandats vor. Kaffee wird in immer stärkerem Maße auch von Eingeborenen kultiviert. — Die bergbauliche Förderung Kameruns steckt erst in den Anfängen. Sie wird heute stark durch Arbeitermangel gehemmt. Nachgewiesen sind bisher das Vorkommen von: Gold, Titan, Bauxit, Wolfram, Zinn, Diamanten, Graphit, Glimmer, Petroleum, Kohle, Eisen, Mangan und Marmor. Die Entscheidung einer künftigen Abbauwürdigkeit dieser Vorkommen liegt in erster Linie in der Sicherstellung des Absatzes.

Absatzverhältnisse.

Zurückkommend auf die am Anfang aufgeworfene Frage ist festzustellen, daß 1. die Produktionsmöglichkeiten, die aus Raumangel nur anzudeuten waren, bisher nicht entfernt ausgenutzt wurden, 2. hat der wirtschaftspolitische Einsatz versagt. In Kolonialgebieten muß eine wirtschaftspolitische schon aus der treuhänderischen Fürsorgeverpflichtung für die Eingeborenen den eigengesetzlichen Wirtschaftszyklus mit seinen gefährdenden sozialen und wirtschaftlichen Rückwirkungen auf die Eingeborenen ersetzen. Insbesondere hat im Mandatsgebiet der verkehrs- und der bevölkerungspolitische Einsatz versagt, wobei gewisse Abstufungen im englischen und französischen Mandatssteil festzustellen sind.

Unverdient vergessen.

Zur Wiedertehr des Todesstages von Emil Langen am 1. Oktober.

Ein allzu früher Tod hat Emil Langen aus seiner Tätigkeit herausgerissen. Sein Bruder Eugen hat ihn zweieinhalb Jahrzehnte überlebt und ist durch seine vielseitige industrielle Betätigung in weitesten Kreisen bekannt geworden; so bekannt geworden, daß man ihm vielfach auch die Verdienste seines Bruders Emil zuschreibt. Dabei sind dessen Leistungen durchaus nicht gering anzuschlagen. Sein Tod bewies überdies, daß er eine rechte Kämpfernatur war.

Emil Langen wurde am 24. Juni 1824 zu Solingen geboren. Sein Vater war von Haus aus Schulmeister, wurde aber später Kaufmann und siedelte nach Köln über, wo er sich im Jahre 1843 selbstständig machen konnte. Der junge Emil erhielt nach seinem Schulbesuch ebenfalls zunächst eine kaufmännische Ausbildung, besuchte aber, als sein Vater die Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Troisdorf bei Siegburg gekauft hatte, die Siegener Bergschule und betrieb außerdem noch hüttenmännische Studien bei dem bekannten Oberhütteninspektor Hintgraff, der sich um die Siegerländer Eisenindustrie große Verdienste erworben und dessen Sohn die Friedrich-Wilhelms-Hütte in Betrieb gesetzt hatte. Emil Langen trat im Jahre 1846 als Ingenieur in Troisdorf ein und übernahm zwei Jahre später die Leitung der Hütte. Anfänglich bestand diese in der Hauptsache aus einem Holzkohlenhochofen, dem Emil Langen aber bald eine Eisengießerei und eine Maschinenfabrik angliederte. Die großen Schwierigkeiten in der Versorgung der Hütte mit Holzkohlen drängten zu Versuchen mit Koks. Hierbei trat sein Können zum ersten Male in die Erscheinung. Nicht allein, daß der Übergang von der Holzkohle zum Koks in staunenswert kurzer Zeit erfolgte, Emil Langen wußte auch durch die Güte des von ihm erblasenen Koksroheisens die damals noch bestehenden Vorurteile gegen das im Koks-Hochofen erblasene Erzeugnis zu beseitigen. Als der Hütten- und Fertigungsbetrieb größere Geldmittel benötigte, um die Anlagen wettbewerbsfähig zu gestalten, wurde im Jahre 1857 das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, den „Sieg-Rheinischen Bergwerks- und Hütten-Verein“, von dessen Aktien jedoch der größere Teil in den Händen der Familie Langen verblieb. Bei der jetzigen Erweiterung erhielt die Hütte einen zweiten Hochofen sowie eine Walzwerksanlage. Emil Langen behielt als nunmehriger Generaldirektor die Leitung der Hütte bis zum Jahre 1868 bei. Ehe wir seinen Lebensgang weiterverfolgen, wollen wir einen Blick werfen auf einige Arbeiten Langens, die nicht nur allein der von ihm geleiteten Hütte, sondern der gesamten Eisenindustrie zugute gekommen sind.

Die Sichtverschlässe der Hochöfen ließen sich nicht in Einklang bringen mit der damals mehr und mehr aufkommenden und auch heute noch üblichen zentralen Gasableitung, von der man sich einen Vorteil für den Hochofengang versprach. Diese Schwierigkeit beseitigte Emil Langen im Jahre 1861 durch seinen Blockverschluss. Dieser gewährleistete einmal einen luftdichten Abschluß der Gasableitung und zum andern das Beschießen bei geschlossenem Ofen. Durch Heben einer Blocke rutschte die ganze Füllung auf einmal in den Ofen. Der Langensche Blockverschluss verbreitete sich sehr schnell und hat sich in seinen Grundzügen bis heute erhalten.

Den nächsten Schritt auf dem Wege zur Verbesserung des Hochofenbetriebes tat Langen durch die Einführung des Comper-Winderhizers. Comper verwandte das Siemenssche Regenerativprinzip zur Erhitzung des

Gebälserwindes der Hochöfen. Langen, der versucht hatte, die Röhrenwinderhizer, wie sie von Faber du Faur geschaffen worden waren, zu verbessern, erkannte die großen Vorteile der Comperschen Erfindung und führte sie als erster in Deutschland und damit auf dem europäischen Festland ein. Auch der Comperapparat ist heute noch der am meisten gebrauchte Winderhizer.

Die dritte Pioniertat Langens betrifft die Verwendung der Hochofenschlacke. Er hatte erkannt, daß diese wertvolle hydraulische Eigenschaften erhielt, wenn er sie in feuerflüssigem Zustande in Wasser leitete (granulierte). Der dabei entstehende scharfkörnige Sand lieferte „schon bei sehr geringem Kalkzusatz einen außerordentlich festen Mörtel“. In einem Protokoll, das nach Versuchen am 12. März 1862 in Gegenwart von Baubeamten aufgenommen wurde, heißt es wörtlich: „Die nach dem Langenschen Verfahren präparierte Hochofenschlacke bietet sowohl für Luft- wie Wasserbauten ein äußerst schätzbares Material.“ So entstand aus einem früher sehr lästigen Abfallstoff, der Hochofenschlacke, durch Langens Entdeckung ein wertvoller Baustoff.

Trotz der außergewöhnlichen Leistung war es Langen nicht vergönnt, dem ihm unterstellten Werk auch den wirtschaftlichen Erfolg zu sichern. Die Ursachen waren wohl hauptsächlich in der verkehrstechnisch ungünstigen Lage der Friedrich-Wilhelms-Hütte zu suchen. Wie schon bemerkt, legte er seinen Posten als Generaldirektor in Troisdorf im Jahre 1868 nieder und übernahm dann die Leitung der Aktiengesellschaft Eisenwerk in Salzgitter. Hier hatte er eine neue große Aufgabe, die in der Feinkörnigkeit der dortigen Eisenerze begründet war. Als er die Schwierigkeiten nahezu überwunden hatte, ereilte ihn das Schicksal.

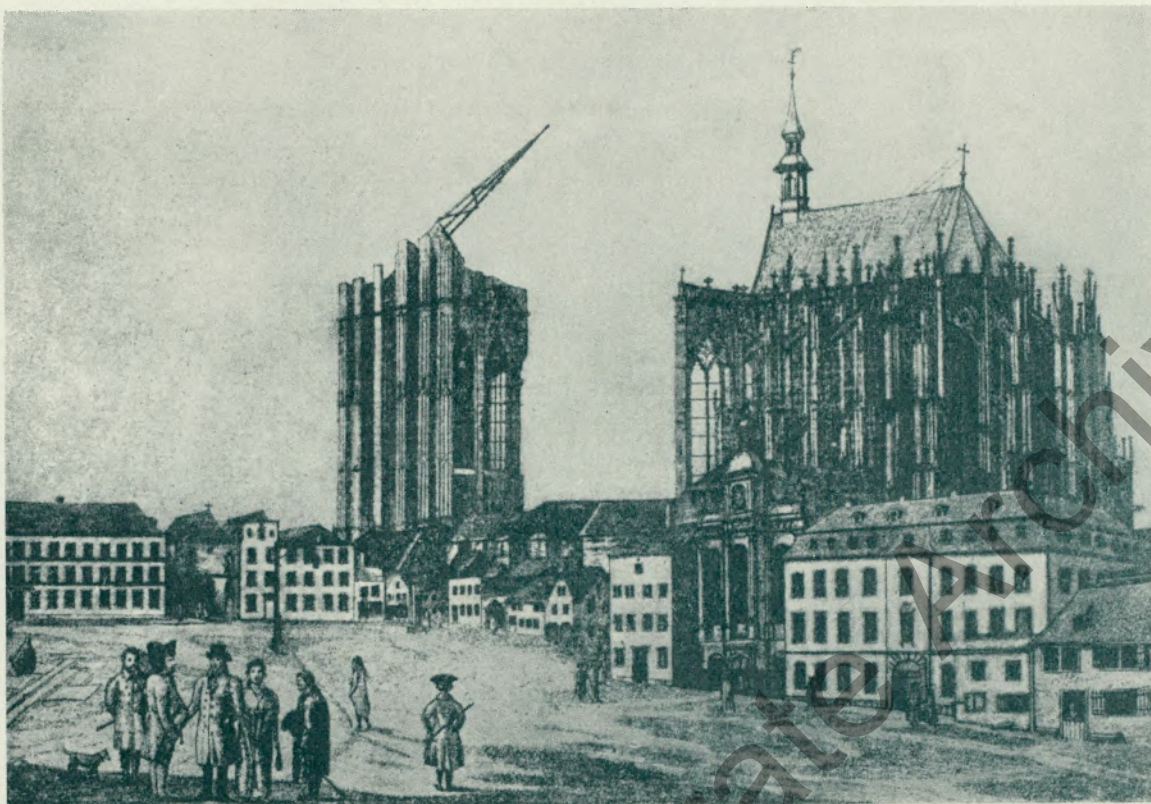
Bei einem neuzugestellten Hochofen, dessen Mauerwerk wahrscheinlich noch nicht genügend getrocknet war, machte sich ein starkes Abbröckeln desselben bemerkbar, das schließlich zu einem Durchbruch führte. Diesen hoffte man zu beheben durch eine Mauer, die man in 15 Zentimeter Abstand von der Durchbruchstelle aufführte; den Zwischenraum zwischen Ofen und Mauer stampfte man mit Schamotte aus, die man von Zeit zu Zeit anfeuchtete. Man glaubte dadurch eine solche Abkühlung herbeizuführen, daß sich diese Gestellwände im Innern des Ofens wieder ansetzten. Langen suchte selbst eines Tages mit einem Gummischlauch die Masse an, als eine heftige Explosion erfolgte, die ein Stück Mauerwerk von etwa einem Quadratmeter Größe aus dem Ofen herausprengte und dem flüssigen Eisen und Schlacke folgten. Langen wurde von dem zwei Meter hohen Ofensockel herabgeschleudert. Man fand ihn 15 bis 20 Schritt vom Ofen entfernt mit brennenden Kleidern an eine Mauer gelehnt. Seine erste Frage, nachdem er das Bewußtsein wieder erhalten hatte, war, ob außer ihm noch jemand zu Schaden gekommen sei. Erst als seine Frage verneinend beantwortet wurde, beruhigte er sich. Ein Schädelbruch führte am folgenden Tage, dem 1. Oktober 1870, Langens Tod herbei. Mit ihm ging ein Hochöfner dahin, der der großindustriellen Eisengewinnung den Weg eben half, der aber das Ziel nicht erreichte, weil er als Kämpfer in vorderster Linie fiel, viel zu jung für seine Umwelt, die mit vollem Recht noch Großes von ihm erwartete.

J. H. Diekmann.

[Schrifttum: Nachruf in J. W. J. 14 (1870) Sp. 655/58; Rhein.-Westf. Wirtschaftsbioogr. Bd. I. Münster 1932. S. 264 ff.; L. Beck: Geschichte des Eisens. 5. Bd. Braunschweig 1903; 75 Jahre Verein deutsch. Eisenhüttenleute. Düsseldorf 1935; Tonind.-Ztg. 36 (1912) S. 752/53; A. Guttman: Die Verwendung der Hochofenschlacke. 2. Aufl. Düsseldorf 1934.]

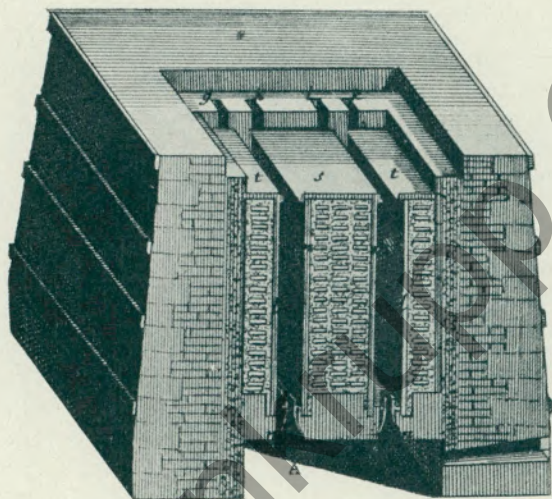


Technische
Gedenk-
tage.



Der unvollendete Dom zu Köln um 1830.
(Aus „Köln“. Werden – Wachsen – Wollen einer deutschen Stadt. Köln 1928.)

15. 10. 1880 wurde in Gegenwart Kaiser Wilhelms I. die Vollendung des Kölner Domes festlich begangen. Im Jahre 1322 war der Domchor fertiggestellt, aber erst über fünf Jahrhunderte später konnte durch die Freigebigkeit der preussischen Könige und durch das tatkräftige Wirken des Dombau-Vereins die Arbeit fortgeführt werden. Am 4. September 1842 wurde der Grundstein zur Fortsetzung der Bauarbeiten gelegt; Ende der 1860er Jahre begann man die Türme aufzurichten.



Réaumur's Zementierofen.
(Nach N. A. Réaumur: „L'art de convertir le fer...“
Paris 1722, Tafel 3.)

17. 10. 1757 starb René Antoine Ferchault de Réaumur. Neben seinen naturwissenschaftlichen Forschungen betrieb Réaumur auch technische Untersuchungen. 1722 veröffentlichte er seine Erfahrungen über die Herstellung des Zementstahles und des Tempergusses. Von der französischen Akademie wurde er beauftragt, die große Enzyklopädie herauszugeben, doch war die Arbeit bis zu Réaumur's Tod nur bruchstückweise gediehen. Nach seinem Tode übertrug die Akademie einem Stab von Gelehrten die Fertigstellung dieses großangelegten Werkes. Die obige Abbildung zeigt einen von Réaumur entworfenen Ofen zum Zementieren des Stahles.

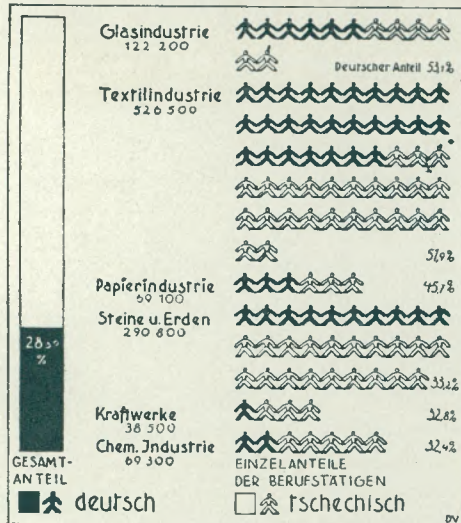
29. 10. 1856 starb Moritz Wilhelm Döring in Freiberg. Er wirkte von 1820 bis zu seinem Tode als Lehrer und Konrektor an der Freiburger Lateinschule. Daneben betätigte er sich noch als Schriftsteller und Dichter. Die Themen zu seinen Dichtungen sind meist dem Berg-



Huthaus „Kurprinz Friedrich August Erbfolhn“
zu Großschirma, wo der „Bergmannsgruß“ entstand.
(Aus M. Sachsensveger: „Der Bergmannsgruß“
Freiberg 1938.)

mannsleben entnommen, das mit seinen wechselvollen Bildern dem Dichter immer und immer wieder Anregungen zu neuem Schaffen gab. Die bedeutendste Dichtung Dörings dürfte der „Bergmannsgruß“ sein, der ihn zum Kfinder und Wahrer alter Bergmannspoesie machte. Der bekannte Oberberghauptmann Freiherr von Herder, der mit Döring befreundet war, stellte ihm im Jahre 1831, als er selbst eine längere Reise antrat, seine schöne Besizung auf der Grube Kurprinz Friedrich August Erbfolhn als Sommerheim zur Verfügung. Hier, inmitten des bergmännischen Lebens und Treibens, gestaltete Döring sein Gedicht, das von August Friedrich Anacker in Musik gesetzt und bei Herders Rückkehr von dem Freiburger Bergmusik-Verein zum ersten Male aufgeführt wurde.

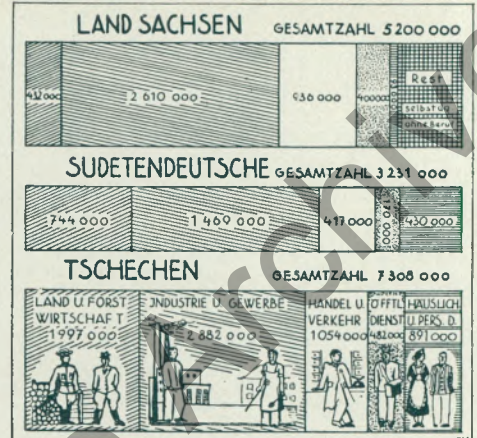
Deutscher Anteil an der tschechischen Industrie



Volk und Wirtschaft im Sudetenland.

Das Siedlungsgebiet der Sudetendeutschen ist eines der ältesten Industriegebiete Europas, weil es sich bei diesem Lande vorwiegend um Gebirgsland mit großen Waldungen und meist nur mäßig landwirtschaftlich nutzbarem Boden handelt. Die Sudetenlande waren so in der Vorkriegszeit geradezu die industrielle Werkstatt des alten Oesterreich-Ungarn. Deshalb ist das sudetendeutsche Gebiet weitaus größer industrialisiert als das tschechische, und in der Nachkriegszeit nahm der

BERUFSZUGEHÖRIGKEIT DER DEUTSCHEN UND TSCHECHEN IN DER TSCHECHO-SLOWAKEI

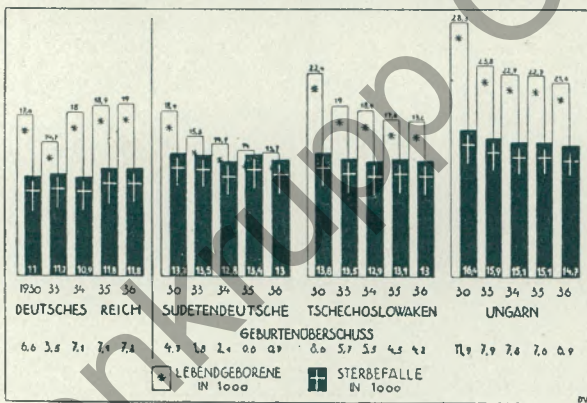


Die Verteilung der Berufstätigen wichtiger Industriezweige in Sudetendeutschland.

Nach den Ergebnissen der Betriebszählung der ehemaligen Tschecho-Slowakei aus dem Jahre 1930 war in den deutschen Sprachgebieten ein Drittel der Gesamtbeschäftigten in der tschecho-slowakischen Industrie tätig. Das Institut für Konjunkturforschung schätzt den Produktionswert der sudetendeutschen Industrie für das Jahr 1930 auf über 4 Milliarden RM. Dabei dürften zwei Drittel dieser Produktion Verbrauchsgüter sein, und so ergibt sich, daß ähnlich wie beim Anschluß Österreichs vor allem die deutsche Verbrauchsgüterindustrie nunmehr besonders gestärkt wird. Dadurch wird die Möglichkeit vergrößert, die Lebenshaltung des deutschen Volkes zu verbessern.

Anteil der in der Landwirtschaft Tätigen immer mehr ab. Trotzdem bei dem tschechischen Volksteil der ehemaligen Tschecho-Slowakei die Industrialisierung in den letzten 20 Jahren weitaus größere Fortschritte machte als im sudetendeutschen Teil, sind die sudetendeutschen Gebiete heute verhältnismäßig stärker industrialisiert als die tschechischen. Auffallend ist die Ähnlichkeit der sudetendeutschen Wirtschaft mit der des benachbarten Sachsens, weil sowohl diesseits wie jenseits der Gebirgskämme die industriewirtschaftliche Entwicklung im Bergbau begann, später aber sich immer mehr die verarbeitenden Industriezweige in den Vordergrund stellten. Die sudetendeutschen Gebiete sind weit mehr industrialisiert als das Deutsche Reich in seinem Gesamtdurchschnitt. Der Unterschied zwischen Sachsen und dem Sudetenland liegt aber vor allem darin, daß in den letzten zwei Jahrzehnten sich die sächsische Industrie als Zelle des großen deutschen Wirtschaftsraumes vorwärtsentwickeln konnte, während die sudetendeutsche Industrie keinen Absatzraum zur Verfügung hatte.

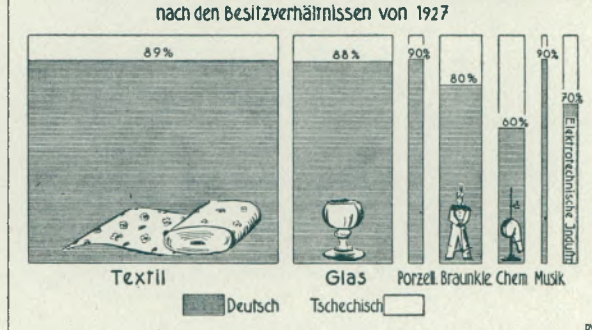
BEVÖLKERUNGSBEWEGUNG IM REICH UND IN DER TSCHECHO-SLOWAKEI.



Die Auswirkungen des tschechischen Terrors.

Das erschütternde Elend in den sudetendeutschen Gebieten, als Folge des tschechischen Terrors während 20 Jahren, zeigt sich auch in den Ziffern über die Bevölkerungsentwicklung des sudetendeutschen Volksteiles der ehemaligen Tschecho-Slowakei. Das sudetendeutsche Gebiet wies die höchste Selbstmordziffer in Europa auf. Die Säuglingssterblichkeit ist erschreckend hoch, und der Geburtenüberschuß ging von Jahr zu Jahr immer mehr zurück und drohte, sich in ein Geburtendefizit zu verwandeln. Dabei handelt es sich um ein vorwiegend auf dem flachen Lande und in kleineren Städten lebendes Volk und nicht, wie in Oesterreich, um eine Bevölkerung, die zu einem Drittel in der Großstadt Wien lebt. In dem letzten Jahre wurde von dem Rückgang auch die tschechische Bevölkerung erfasst, deren Volkskraft bereits unter der des wiedererwachenden Lebenswillens des deutschen Volkes steht. Nach der Heimkehr ins Reich wird sich auch hier ein Wandel vollziehen, und das sudetendeutsche Volk wird wieder neuen Mut zum Leben fassen können.

Anteil der deutschen Betriebe in der tschechoslowakischen Industrie nach den Besitzverhältnissen von 1927



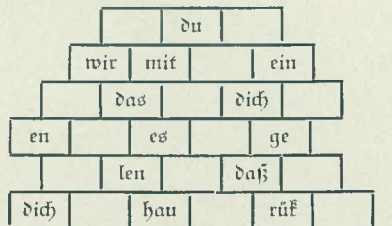
Die sudetendeutsche Industrie.

Ämtliche Erhebungen über die Frage, welche der in der ehemaligen Tschecho-Slowakei vorhandenen Industriebetriebe in deutschem Besitz waren oder sind, fehlen. Nach den Forschungen des Instituts für Konjunkturforschung scheint aber festzustehen, daß noch vor einem Jahrzehnt die Textil-, Porzellan- und Glasindustrie, der Braunkohlenbergbau, die Musikinstrumentenindustrie überwiegend in deutschem Besitz waren. Das Bild gibt die für das Jahr 1927 festgestellten Zahlen über die Verteilung der Besitzverhältnisse. Die seitherigen Veränderungen sind statistisch noch nicht erfassbar. Jetzt steht nur, daß die Flugzeugindustrie und die Waffenindustrie heute fast vollständig in tschechischem Besitz sind, und daß auch der tschechische Einfluß in der Automobil-, Maschinen-, Schuhindustrie, in der pharmazeutischen und Zündwarenindustrie überwiegend ist. Ferner muß man berücksichtigen, daß die deutschen Betriebe oft im tschechischen Siedlungsgebiet liegen und deshalb nicht voll in die deutsche Wirtschaft eingegliedert werden.

Der Nussknacker

Silbenmauerbau.

bau	be	
daß	dir	en
fal	haus	hin
in	fert	laß
stein	willst	wir



Der Mauer sind die Steine des Stapels so einzubauen, daß sich Verse und deren Dichter ergeben.

Rösselsprung.

	ist	zu	in	gilt	sche	deut	
reich	ten		hän	en		ben	deut
hier	de	das	ein	der	scher	de	doch
	sche	gel	zen	dres	drii	und	
die	welt	an	deut	geist	gan	geld	und

Gruppenrätsel.

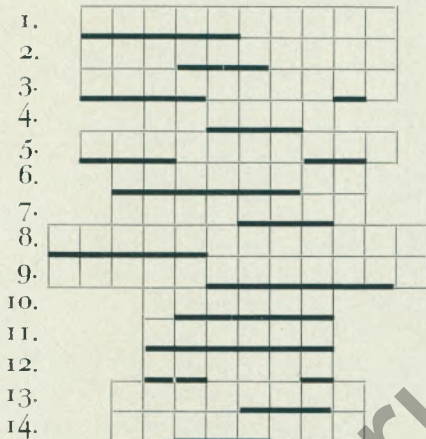
als - bes - ede - ege - ein - fri - ist - nsi - ser - zeh.
Die Wortgruppen sind so umzustellen und aneinanderzureihen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Stimmt's?

Hast du mich im Kopf,
Giltst du als ein Tropf.
Doch bin an der Hand
Ich kein Übelstand.
Triffst du mich genau,
Wie du mußt: sehr schlau
Nennst nach altem Brauch
Man dich sicher auch.

W. J.

Silbeneinschrätsel.



ar - damp - de - den
- durch - er - erd - fahrt
- fer - furt - ge - ge -
ge - gen - gen - ger -
hand - heit - kom - kraft
- kun - la - laut - lun -
men - mü - ne - nen -
schnitt - schul - se - sen -
sund - ter - wa - werk -
will.

Vorstehende 37 Silben sind zu 14 Wörtern zusammenzustellen, die in nebenstehende Figur einzusetzen sind. Die Buchstaben auf den dicken Strichen, der Reihe nach zusammengestellt, sollen einen Ausspruch von Hindenburg ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Automobil. 2. Körperliches Befinden. 3. Wort der Begrüßung. 4. Eßbare Pflanzen. 5. Truppenübungsplatz in Westfalen. 6. Teil des Rumpfes. 7. Geographie. 8. Mittleres Ergebnis. 9. Reise auf dem Wasser. 10. Innere Organe. 11. Gesamtheit klingender Glocken. 12. Stadt an der Vera. 13. Kleingewerbe. 14. Gebirge in Frankreich. C. H.

Spiel mit Buchstaben.

1. Scheitelpunkt (n). 2. Verschlagenheit (V). 3. Zahlungsmittel. 4. Bestimmter Artikel. 5. Männernamen (Kurzform) (i). 6. Verwandte (e). 7. Spielfarte (W). 8. Überlieferte Erzählung. 9. Fanggerät (et). 10. Einsiedler (rem). 11. Kartenspiel (Wh). 12. Das Dasein. 13. Insekt (r). 14. Wacholderschnaps (S). 15. Farbe (f). 16. Frohsinnzeichen (a). 17. Orientalischer Fürstentitel (G). 18. Wurfspeer (r). 19. Verbrechen. 20. Lebensende (o). 21. Persönliches Fürwort. 22. Eile (f). 23. Körperglied (B). 24. Bedrängnis (No). 25. Lenzblume (N). 26. Eingvogel (se). 27. Portugiesischer Mädchenname (Z). 28. Inneres Körperorgan (r). 29. Vogelwohnung (e). 30. Männernamen (to). 31. Stadt in der Schweiz (nf). 32. Kurort im Salzammergut (N). 33. Vermittler (t).

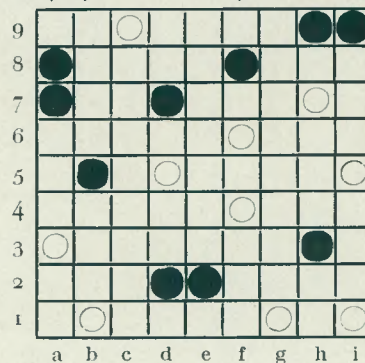
Man suche die Wörter und ziehe die angegebenen Buchstaben von ihnen ab. Die verbleibenden Wörter und Wortteile ergeben im Zusammenhang gelesen einen Vers von Ländler. C. D.

Lösungen aus dem August-September-Heft.

Silbenrätsel.

1. Waldensee. 2. Eishockey. 3. Neptun. 4. Nabe. 5. Musterbetrieb. 6. Altdorf. 7. Nicaragua. 8. Dornier. 9. Ufen. 10. Eisevogel. 11. Demetrius. 12. Marich. 13. Semmering. 14. Eckart. 15. Irngard. 16. Neumann. 17. Annaberg. 18. Laune. 19. Scheffel. 20. Erasmus. 21. Itis. 22. Normannen. 23. Edam. 24. Arbeitsdienst. 25. Ultramarin. 26. Fafzes. 27. Graubünden. 28. Alpen. 29. Warren. 30. Ester. 31. Bourbon. 32. Edda. 33. Lango. 34. Rosenberg. 35. Amundsen.
Wenn man das Dasein als eine Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen.

Wo stehen die weißen Steine?



Steigerung.

Kampf, Kämpfer — Ast, Äster — Koch, Kocher — Klamm, Klammer.

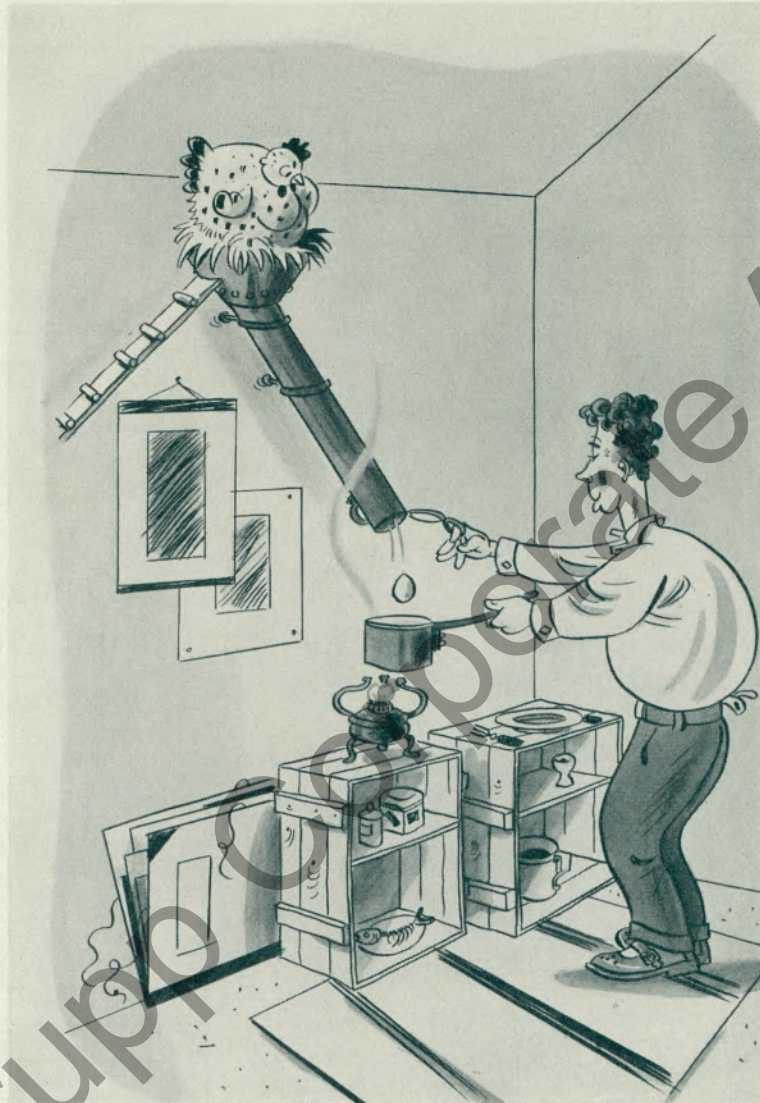
Rösselsprung.

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden,
Nur in verschlossener Lade wird's bewahrt,
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entfliegt es, wenn Geschwägigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.

Schiller (Braut von Messina).

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Bequeme Ausbeute
fremden Fleißes.

Zeichnung von B. Kopsch.

Man hatte lange und ausgiebig gezecht. Auf dem Nachhauseweg kam einer der feuchtfrohlichen Männer zu Fall. Dabei empfing der rückwärtige Teil seiner Anatomie einige Schrammen.

Zu Hause wusch er mit Hilfe eines hohen Wandspiegels das beschädigte Gelände und bedeckte es seiner Meinung nach mit Heftpflaster.

„Du hast wohl gestern einen über den Durst getrunken“, sagte am Morgen seine Frau.

„Ausgeschlossen. Ich war nüchtern wie ein Stochfisch.“

„Kannst du mir dann vielleicht erklären, wie all das Heftpflaster an den Spiegel kommt?“

H. H.

„Heute nacht“, erzählt ein Hotelgast dem andern, „habe ich geträumt, ich wäre geimpft worden.“

„Sehr interessant“, meint der andere, „und haben Sie das Bist gekriegt?“

(Koralle.)

Frau Schreier kam zur Stellenvermittlerin: „Ich möchte eine gute Köchin für mein Landhaus.“

Die Vermittlerin rief ins Zimmer: „Ist hier eine, die gern einen Tag oder so auf dem Lande verbringen möchte?“

(Illustrierter Beobachter.)

Ein Schwabe muß bei Hochwasser über einen schmalen Steg. Ehe er ihn betritt, schickt er ein Stoßgebet zum Himmel: „Herrgott, hilf mir, daß i nomkomm, i mueß ja 'über.“ Er ist noch nicht ganz am anderen Ufer, da sagt er: „O, 's wär au ohne den Herrgott ganga.“ Aber da rutscht er aus und fällt in die hochgehende Flut. Mit Mühe arbeitet er sich aus dem nassen Element heraus, schüttelt sich und sagt: „O du lieber Herrgott! Du kannst au gar kein Spaß vertragen.“

(Koralle.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 69.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.